

# Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Detlef Pollack

## Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung

Der Wandel der Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft  
in Ostdeutschland

Aike Hessel/Michael Geyer/Julia Würz/Elmar Brähler

## Psychische Befindlichkeiten

in Ost- und Westdeutschland im siebten Jahr  
nach der Wende

Ergebnisse einer empirischen Untersuchung

Annette Spellerberg

Lebensstil, soziale Schicht und Lebensqualität  
in West- und Ostdeutschland

Thomas Blank

## Wer sind die Deutschen?

Nationalismus, Patriotismus, Identität – Ergebnisse  
einer empirischen Längsschnittstudie

B 13/97

21. März 1997

Detlef Pollack, Dr. theol., geb. 1955; Professor für vergleichende Kultursoziologie an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder; derzeit Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit Hagen Findeis und Manuel Schilling) Die Entzauberung des Politischen. Was ist aus den politisch alternativen Gruppen der DDR geworden?, Berlin 1994; Kirche in der Organisationsgesellschaft. Zum Wandel der gesellschaftlichen Lage der evangelischen Kirchen in der DDR, Stuttgart 1994; Was ist aus den Bürgerbewegungen und Oppositionsgruppen der DDR geworden?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40–41/95.

Aike Hessel, Dr. med., geb. 1964; Ärztin an der Klinik und Poliklinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin der Universität Leipzig; wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet epidemiologischer Erhebungen zu medizin-psychologischen und psychosomatischen Zusammenhängen in Deutschland.

Michael Geyer, Prof. Dr. med., geb. 1943; Direktor der Klinik und Poliklinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin der Universität Leipzig; wissenschaftliche Arbeiten zur Psychosomatik, Epidemiologie und zum psychotherapeutischen Prozeß.

Veröffentlichungen u. a.: Das ärztliche Gespräch, Berlin 1989<sup>2</sup>; Methodik des psychotherapeutischen Einzelgesprächs, Leipzig 1990<sup>2</sup>; (zus. mit Reinhard Hirsch) Ärztliche psychotherapeutische Weiterbildung in Deutschland, Leipzig 1995.

Julia Würz, Dipl.-Psych., geb. 1968; Mitarbeiterin an der Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie der Universität Leipzig; Tätigkeit in Forschung und Lehre.

Elmar Brähler, Prof. Dr., geb. 1946; seit 1991 Leiter der Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie der Universität Leipzig.

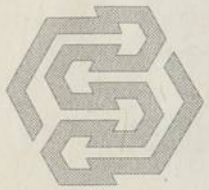
Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit Jörn W. Scheer) Der Gießener Beschwerdebogen, Bern 1995; (Hrsg. zus. mit Hans-Jürgen Wirth) Entsolidarisierung. Die Westdeutschen am Vorabend der Wende und danach, Opladen 1995; (Hrsg.) Körpererleben – ein subjektiver Ausdruck von Leib und Seele, Berlin 1996.

Annette Spellerberg, Dr. phil., geb. 1960; 1990 bis 1995 Mitarbeiterin in der Abteilung Sozialstruktur und Sozialberichterstattung am Wissenschaftszentrum Berlin, seit 1996 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Lebensstile und Wohnverhältnisse“ an der Freien Universität Berlin.

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit Andreas Klocke) Aus zweiter Hand. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung über den Second-Hand-Markt in Berlin/West, Berlin 1990; Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland, Berlin 1996.

Thomas Blank, M. A., geb. 1961; wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Projekt „Nationale Identität“ am Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) in Mannheim.

Veröffentlichungen u. a.: Ethnizität, Nationalstolz und nationale Identifikation in Ost- und Westdeutschland, in: Reinhart Kößler/Tilman Schiel (Hrsg.), Nationalstaat und Ethnizität, Frankfurt 1994; Konstruktiver Patriotismus im vereinigten Deutschland? Ergebnisse aus einer repräsentativen Studie, in: Amélié Mummendey/Bernd Simon (Hrsg.), Identität und Verschiedenheit, Bern 1997.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn.

Redaktion: Dr. Klaus W. Wippermann (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Ludwig Watzal, Hans G. Bauer.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 54290 Trier, Tel. 06 51/9 79 91 86, möglichst Telefax 06 51/9 79 91 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 7,— zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

# Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung

## Der Wandel der Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft in Ostdeutschland

### I. Ein gebräuchlicher Interpretationstypus

Als ein wichtiges Problem der gegenwärtig ablaufenden Transformationsprozesse in Ostdeutschland wird in der sozialwissenschaftlichen Literatur immer wieder die Frage herausgestellt, ob das westdeutsche Institutionensystem in der völlig anders geprägten soziokulturellen Umwelt Ostdeutschlands Fuß zu fassen vermag bzw. zu welchen Abstoßungs- und Verwerfungsreaktionen es kommt. Der Austausch der Institutionen mag in vielerlei Hinsicht vielleicht schnell und gründlich vollzogen worden sein; was aber geschah mit den Gesinnungen, Gewohnheiten, Einstellungen und Mentalitäten, die durch das alte DDR-System geprägt wurden? Konnten sie sich ebenfalls so schnell wandeln wie die sozialen Strukturen, unter denen sie sich herausbildeten<sup>1</sup>?

Die politische Kulturforschung geht davon aus, daß Institutionen und formale Organisationen kollektiven Handelns der mentalen Einbettung bedürfen und nach einem informellen soziokulturellen Unterbau verlangen, ohne den sie nicht zu funktionieren vermögen. Struktur (Institutionen und Rollen) und Kultur (Orientierungen gegenüber den Institutionen) müssen, so heißt es<sup>2</sup>, deckungsgleich sein. Nur dann könnten die politischen und wirtschaftlichen Institutionen und Systeme Stabilität und Dauerhaftigkeit gewinnen. Wenn das westliche Institutionensystem im Osten eingeführt werde, ohne daß sich die aus der alten DDR überkommenen Einstellungen, Verhaltens-

weisen, Routinen und Befindlichkeiten änderten, bleibe das neue Institutionensystem ohne Verwurzelung im soziokulturellen Boden Ostdeutschlands und stehe das neue politische und wirtschaftliche System ständig in der Gefahr, in Funktionsunfähigkeit oder gar Chaos und Anomie zu versinken<sup>3</sup>.

Hingewiesen wird in diesem Zusammenhang immer wieder auf die demokratische Entwicklung der alten Bundesrepublik nach 1945: Auch damals sei die neue demokratische Ordnung zunächst ohne breitere aktive Unterstützung in der Mehrheit der Bevölkerung geblieben. In dem Maße, wie der wirtschaftliche Aufschwung vorankam, habe sich zwar die passive Hinnahme der Demokratie in deren engagierte Befürwortung verwandelt. Bevor jedoch die demokratischen Institutionen ihre erzieherische Wirkung entfalten konnten, mußten einige Jahre vergehen. Erst in den sechziger Jahren, als der größte Teil der Bürger zwischen dem Status als Staatsbürger und dem Status als Wirtschaftsbürger zu unterscheiden gelernt hatte und die Legitimation der politischen Ordnung nicht mehr in erster Linie an die Effektivität des wirtschaftlichen Systems gebunden war, war die mentale Einbettung der Bonner Republik erreicht. Nun konnte sie auch wirtschaftliche und politische Krisen wie etwa die Studentenbewegung oder das Wiedererstarken des Rechtsradikalismus verkraften, ohne daß die Stabilität der politischen Ordnung darüber ins Wanken geriet<sup>4</sup>.

Der gleiche Zusammenhang, so wird argumentiert, gelte nun auch für die Entwicklung des Verhältnisses der neuen Bundesbürger zu Marktwirtschaft und Demokratie. Auch bei ihnen, so nimmt man an, wird sich eine breite und aktive Unterstützung des neuen politischen und ökonomischen Systems

*Ich danke meinem Assistenten, Gert Pickel, für Zuarbeiten zu diesem Artikel sowie Janine Nuyken und Richard Rottenburg, alle Frankfurt/Oder, für hilfreiche Kommentare.*

1 Zu dieser Fragestellung vgl. etwa die Beiträge von Claus Offe, Die deutsche Vereinigung als „natürliches Experiment“, in: Bernd Giesen/Claus Leggewie (Hrsg.), Experiment Vereinigung. Ein sozialer Großversuch, Berlin 1991, S. 77–86 und M. Rainer Lepsius, Ein unbekanntes Land. Plädoyer für soziologische Neugierde, in: ebd., S. 71–76.

2 Vgl. Gabriel A. Almond/Sidney Verba, The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations, Princeton 1963; Gabriel A. Almond/G. Bingham Jr. Powell, Comparative Politics. System, Process and Policy, Boston – Toronto 1978.

3 Vgl. Claus Offe, Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformation im Neuen Osten, Frankfurt am Main – New York 1994, S. 43 ff.; M. Rainer Lepsius, Das Legat zweier Diktaturen für die demokratische Kultur im vereinigten Deutschland, in: Everhard Holtmann/Heinz Sahner (Hrsg.), Aufhebung der Bipolarität. Veränderungen im Osten, Rückwirkungen im Westen, Opladen 1995, S. 25–39.

4 Vgl. Wolfgang Schluchter, Neubeginn durch Anpassung? Studien zum deutschen Übergang, Frankfurt am Main 1996, S. 21.

erst nach einer längeren Phase der Gewöhnung durchsetzen. Die Wirkung von zwei deutschen Diktaturen sei nicht innerhalb weniger Jahre aufzuheben. Man müsse damit rechnen, daß es noch längere Zeit dauern werde, ehe die Prinzipien der westlichen Demokratie von der Mehrheit der Ostdeutschen verinnerlicht sein würden, ehe die Ostdeutschen nicht mehr einem an materialen Entscheidungsfolgen orientierten Politikverständnis, sondern einem Verständnis von Politik als formaler Verfahrensrationalität folgten, ehe sie sich politisch und sozial nicht mehr an Konsens und Gemeinschaft, sondern an Konflikt und streitbarer Auseinandersetzung orientierten und die Verbesserung der eigenen sozialen Lage von den eigenen Aktivitäten anstatt vom Handeln kollektiver Akteure, insbesondere vom Staat, erwarteten. Angesichts der durchgreifenden Sozialisationsfolgen des DDR-Regimes sei es nicht verwunderlich, daß die Mehrheit der Ostdeutschen noch immer sozialistischen Idealen anhing und Werte wie Gleichheit, Gerechtigkeit und soziale Sicherheit über die bürgerlichen Werte der Freiheit und der Demokratie stelle.

Die Argumentation, derer sich viele Sozialwissenschaftler bedienen – etwa M. Rainer Lepsius, Claus Offe, Sigrid Meuschel, Helmut Wiewenthal oder Renate Köcher<sup>5</sup> –, ist folgende:

1. Die DDR sei ein autoritäres Regime gewesen, das jedes eigenständige, kreative Potential und damit die Voraussetzung zur Schaffung einer vom System unabhängigen Zivilgesellschaft vernichtet habe. Selbst die schwach ausgebildete Opposition sei in ihren sozialistischen Idealen dem System verpflichtet gewesen. Die Intellektuellen seien in der DDR mit dem System so stark verbunden gewesen wie nirgends sonst in Osteuropa. Wenn die Ostdeutschen heute mehrheitlich Anpassungsprobleme an die Funktionsprinzipien der parlamentarischen Demokratie hätten, dann sei das zurückzuführen auf die undemokratischen Verhältnisse in der DDR, unter denen sich demokratische Tugenden und Einstellungen nicht hätten herausbilden können.

5 Vgl. M. R. Lepsius (Anm. 3), S. 25–39; C. Offe (Anm. 3); Sigrid Meuschel, Legitimation und Parteihegemonie in der DDR. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989, Frankfurt am Main 1992; Helmut Wiewenthal, Die Transition Ostdeutschlands. Dimensionen und Paradoxien eines Sonderfalls, in: ders. (Hrsg.), Einheit als Privileg. Vergleichende Perspektiven auf die Transformation Ostdeutschlands, Frankfurt am Main–New York 1996, S. 10–38; Renate Köcher, Ist die Marktwirtschaft menschlich genug?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16. August 1995, S. 5.

2. Die DDR sei ein paternalistischer Sozialstaat gewesen, der die flächendeckende Versorgung der Bevölkerung mit Sozialleistungen sichergestellt, leistungsunabhängige Einkommen garantiert und fast unbegrenzten Kündigungsschutz gewährt habe. Der einzelne habe sich bei der Wahrnehmung von Arbeits- und Anwesenheitspflichten allerlei Freiheiten leisten können. Versorgungsansprüche und Klagen über Versorgungsmängel seien in diesem Sozialstaat an die Stelle von Erwerbsorientierung und Eigeninitiative getreten; ebenso habe der einzelne keinerlei Selbstverantwortung übernehmen müssen. Wenn sich die Ostdeutschen heute mehrheitlich für umfassende Eingriffe des Staates in Wirtschaft und Gesellschaft auf Kosten der Freiheit des Individuums aussprechen, wenn sie zur Behebung von sozialen Ungleichheiten Staatsinterventionen befürworten, so drücke sich darin eine aus der DDR-Zeit vererbte Haltung aus, die noch immer alles vom Staat erwartet. Mit anderen Worten, sowohl die Prinzipien der Demokratie als auch die der Marktwirtschaft hätten die Ostdeutschen in ihrer Mehrheit bislang noch nicht begriffen. Sie seien durch Erfahrungen mit einem autoritären und paternalistischen Repressionssystem geprägt, die sie nicht abzustreifen vermögen, und durch die Verhaltensanforderungen der neuen Zeit überfordert: Einmal ein Ossi, immer ein Ossi – das scheint die Lehre dieses Interpretationstyps zu sein<sup>6</sup>.

Dabei sieht es so aus, als ob die verfügbaren Ergebnisse repräsentativer Umfragen diesem Interpretationstyp recht geben würden. Die Werte zur Demokratieakzeptanz liegen im Osten Deutschlands deutlich unter denen im Westen. Das Vertrauen in demokratische Institutionen ist in Ostdeutschland weitaus geringer als in Westdeutschland<sup>7</sup>. Und auch vom Staat erwarten die Ostdeutschen mehr als die Westdeutschen: Arbeitsplatzgarantie, Kontrolle der Preise, Abbau von Einkommensunterschieden, Sicherung des Wachstums<sup>8</sup>. Die leistungsabhängige Entlohnung ist in Ostdeutschland weniger bejaht als in anderen ost- und mitteleuropäischen Staaten<sup>9</sup>.

6 Vgl. Helena Flam, Annäherung und Abgrenzung. Die Ostdeutschen im wiedervereinigten Deutschland, unveröff. Ms., S. 4.

7 Vgl. Gert Pickel/Dieter Walz, Politisches Institutionenvertrauen in der Bundesrepublik Deutschland in zeitlicher Perspektive, in: Journal für Sozialforschung, 35 (1995) 2, S. 150. Anmerkung der Redaktion: Siehe hierzu auch den Beitrag von Thomas Blank in diesem Heft, hier: S. 43/44.

8 Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 1992. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1992, S. 642.

9 Vgl. H. Wiewenthal (Anm. 5), S. 27.

---

## II. Widerspruch: Die Voraussetzungen sind falsch

---

Ich möchte diesem weit verbreiteten Interpretationsansatz hier widersprechen, da er von zwei Voraussetzungen ausgeht, die ich nicht teile. Erstens wird unterstellt, daß die DDR eine homogene Gesellschaft war, in welcher sich die Herrschaftspraktiken und Ideen der führenden Partei in den Einstellungen und Verhaltensweisen der Bevölkerung unmittelbar abbildeten. Ich nenne dies die *Deformationsthese*. Zweitens wird behauptet, daß einmal erworbene Einstellungen und Verhaltensweisen langlebig und zäh sind. Dies möchte ich die *Persistenzannahme* nennen. Beide Voraussetzungen halte ich für stark differenzierungsbedürftig.

### 1. Deformationsthese

Die DDR war keine homogene Gesellschaft. Bis 1961 war dies unübersehbar. Von 1949 bis 1961 verließen 2,7 Millionen Flüchtlinge das Land – eine Zahl, die eindrücklich zeigt, wie hoch die politische und wirtschaftliche Unzufriedenheit mit dem östlichen System damals war. In den Jahren nach 1961 kam es zwar zu einer leichten Annäherung zwischen Führung und Bevölkerung, diese war aber stets eine erzwungene. Auch wenn sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR nach dem Bau der Berliner Mauer schrittweise konsolidierten, nahm seit Mitte der siebziger Jahre die Diskrepanz zwischen Struktur und Kultur in der DDR-Gesellschaft wieder zu. Während sich die rigiden Organisationsstrukturen im Laufe der DDR-Geschichte kaum lockerten, vollzog sich im alltagsweltlichen Bereich eine unübersehbare Ausweitung der Spielräume, eine Liberalisierung der Verhältnisse, ja teilweise eine beachtliche Modernisierung, die partiell bis zu einer Angleichung an westliche Lebensstile – angefangen von den Präferenzen in Unterhaltungsmusik und Kleidung bis hin zur Parteienpräferenz – gehen konnte.

Angesichts dieser zunehmenden Diskrepanz zwischen Struktur und Kultur ist es unmöglich, von der autoritären Herrschaftsform, wie sie sich in der DDR durchgesetzt hatte, auf den angeblich autoritären Charakter der Ostdeutschen zu schließen, vom staatlichen Paternalismus auf die Leistungsschwäche der Individuen oder von der inhaltlichen Orientierung der Politik der SED an sozialistischen Idealen auf Vorbehalte gegenüber formalen politischen Verfahren in der Bevölkerung. Das heißt nicht, daß der DDR-Staat ohne Einfluß auf seine Bürger geblieben ist, daß die Ostdeutschen durch das repressive Regime hin-

durchgegangen sind, ohne von ihm berührt worden zu sein, und die Prägungen, die sie durch die DDR-Gesellschaft empfangen haben, wie einen leichten Mantel wieder abstreifen können, nachdem das System untergegangen ist.

Natürlich übte das System einen Einfluß auf seine Bürger aus. Aber man muß sehr genau danach fragen, welche der Merkmale der DDR-Gesellschaft prägend gewirkt haben und welche nicht. Fraglich erscheint jedenfalls eine Argumentation, die davon ausgeht, daß die Bevormundung durch den SED-Staat zu Obrigkeitshörigkeit geführt hat und der Allzuständigkeitsanspruch des Staates zu einer Versorgungsmentalität. Könnte es nicht vielmehr umgekehrt sein, daß undemokratische Zustände die Sehnsucht nach Freiheit und Demokratie befördert haben, daß aus der Erfahrung ökonomischer Ineffizienz der Wunsch nach wirtschaftlichem Wachstum und Leistung resultierte und daß die paternalistische Bevormundung durch den Staat den individuellen Willen zur Selbständigkeit und Autonomie verstärkt hat? Akzeptierte Werte müssen die gegebenen sozialstrukturellen Verhältnisse nicht abbilden; sie können auch Ausdruck der Probleme und Schwachstellen einer Gesellschaft sein<sup>10</sup>.

Hinter dem Interesse an Gerechtigkeit und Gleichheit, an staatlicher Intervention und Versorgung muß nicht eine diesen Werten entsprechende Erfahrung stehen. Vielmehr kann sich in diesen Wertorientierungen auch gerade die Erfahrung einer Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit ausdrücken. Demgegenüber kann die Erfahrung von Bespitzelung und Überwachung durchaus mit dem Bedürfnis nach Vertrauen und Offenheit einhergehen oder die Erfahrung von Unterdrückung mit dem Wunsch nach Freiheit und die Erfahrung des Versorgtwerdens mit dem Anspruch auf Emanzipation. Ja, das Leben in der DDR schloß noch nicht einmal aus, daß man in ihr die Erfahrung von Vertrauen, Freiheit und Autonomie machen konnte. Dies hängt damit zusammen, daß keine Gesellschaft so einheitlich strukturiert ist, daß man in ihr nur eine oder nur eine ganz bestimmte Erfahrung machen kann. Gerade die DDR-Gesellschaft war in einem so hohen Maße fragmentarisiert und gespalten, daß es, um herauszufinden, welche Systemeigenschaften sich mental und kognitiv niedergeschlagen haben, erforderlich ist, zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Lagen, unterschiedlichen sozialmoralischen Milieus, unterschiedlichen Generationen

---

<sup>10</sup> Vgl. Laurence McFalls, Alltag und Revolution. Vom Wertewandel zum Systemwandel, in: Bernd Lindner (Hrsg.), Zum Herbst '89. Demokratische Bewegung in der DDR, Leipzig 1994, S. 152.

und unterschiedlichen Graden der Staatsnähe zu unterscheiden. Ein linksliberaler Protestant nimmt aus der DDR-Geschichte ganz andere Erfahrungen mit als ein traditionsbewußter Arbeiter und ein konservativer Katholik wieder ganz andere als ein dem System innerlich verpflichteter Aufsteiger oder ein sich apolitisch verstehender Wissenschaftler, Arzt oder Ingenieur.

## 2. Zur Persistenzannahme

Ein auffälliger Fehler, den die angeführten Interpretationsansätze enthalten, besteht darin, daß sie zur Bestätigung der Annahme einer sich durchhaltenden ostdeutschen Kultur auf Daten zurückgreifen, die erst in den letzten Jahren, 1993–1996, gewonnen wurden. Damit aber gehen sie über die enormen Veränderungen, die sich im Umbruchprozeß unmittelbar nach 1989 vollzogen haben, hinweg. Eine starke Irritation für die Vertreter der Persistenzannahme müßten bereits die Massendemonstrationen vom Herbst 1989 in der DDR darstellen. Diese hätte es ihrer Ansicht nach strenggenommen gar nicht geben dürfen. Die Frage lautet, wie es dennoch zu ihnen hat kommen können. Vor 1989 konnte man von außen durchaus den Eindruck gewinnen, daß es sich bei der DDR um ein erstarrtes Land handelt, in welchem sich die Herrschenden ohne Schwierigkeiten gegen ihre Untertanen durchzusetzen vermögen. Gesellschaftsintern waren die grundlegenden Spannungen, die die Gesellschaft durchzogen, freilich immer spürbar. Mit den Massendemonstrationen aber wurde für jedermann offenbar, daß die DDR wohl doch nicht ein ganz so homogenes System war, wie es jahrzehntelang schien.

Selbstverständlich ist es möglich, den Umbruch als reine Exit-Revolution zu bezeichnen, wie das Claus Offe tut<sup>11</sup>, oder das Verlangen nach einem radikalen Systemwechsel auf die Unfähigkeit der SED zurückzuführen, die wohlfeilen Wohlfahrts- und Partizipationsversprechungen einzulösen, wie Helmut Wiesenthal argumentiert<sup>12</sup>, oder den Umbruch als bloße Konsumrevolution zu diskreditieren<sup>13</sup>. In keinem Fall wird man damit den Motiven, die die Demonstranten bewogen haben, auf die Straße zu gehen, gerecht. Karl-Dieter Opp und Peter Voß<sup>14</sup> haben gezeigt, daß hinter der Beteiligung an den

Massendemonstrationen nicht eine ökonomische, sondern eine politische Unzufriedenheit stand. Der politische Wille zur demokratischen Umgestaltung der Gesellschaft war das Hauptmotiv zur Beteiligung an den Demonstrationen. Zwar ging es bis zum 9. November 1989 um eine Demokratisierung des Sozialismus. Das Ziel des revolutionären Aufbegehrens richtete sich in der Zeit danach aber auf eine Infragestellung des Sozialismus überhaupt. „Nie mehr Sozialismus!“ – mit diesem Slogan zog die CDU im März 1990 in den Wahlkampf, und sie gewann diese Wahl, weil sie diejenige Partei war, die am klarsten und deutlichsten eine Alternative zur SED-PDS formulierte. Mit der Wahl der CDU sagte die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung im März 1990 zugleich auch ja zu Marktwirtschaft und Demokratie sowie zu Wohlstand und zur Einheit der Nation, aber natürlich eben auch nein zu einem dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus.

Alle Befragungen aus dieser Zeit zeigen, daß die Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft im Frühjahr 1990 sehr hoch war und diese Akzeptanz erst in der Zeit danach zurückging. Dabei vollzog sich innerhalb kürzester Frist eine dramatische Entwicklung. 1990 gaben noch 77 Prozent der deutschen Bevölkerung an, eine gute Meinung von der Marktwirtschaft zu haben. Zwei Jahre später waren es noch knapp 50 Prozent. Inzwischen ist der Anteil derer, die das Wirtschaftssystem der Bundesrepublik positiv beurteilen, auf ein Drittel gefallen<sup>15</sup>. 1990 sprach sich noch eine Mehrheit der Ostdeutschen für die Übernahme des bundesdeutschen Institutionensystems aus. Seitdem ist das Institutionenvertrauen deutlich rückläufig. Insbesondere die regierungspolitischen Institutionen (Parteien, Parlament, Regierung) haben an Akzeptanz verloren, während das Vertrauen in die politische Ordnung als Ganzes noch immer relativ hoch ist<sup>16</sup>. Etwa Dreiviertel der Ostdeutschen sagen, daß sie sich durch das bundesdeutsche Recht nicht geschützt fühlten, daß die Bürger vor dem Gesetz nicht gleich seien, 53 Prozent finden das bundesdeutsche System nicht gerecht<sup>17</sup>.

Gleichzeitig erscheint die DDR heute in einem besseren Licht als noch vor fünf oder sechs Jahren. 1990 wurde die DDR nur auf drei von neun angegebenen Gebieten gegenüber der Bundesrepublik als

11 Vgl. C. Offe (Anm. 3), S. 34. Mit Exit-Revolution meint Offe eine Revolution ohne Revolutionäre, die allein durch die Massenabwanderung und andere externe Faktoren zustande gekommen ist.

12 Vgl. H. Wiesenthal (Anm. 5), S. 20.

13 Vgl. Jürgen Kädtler/Gisela Kottwitz, Industrielle Beziehungen in Ostdeutschland. Durch Kooperation zum Gegensatz von Kapital und Arbeit, in: Industrielle Beziehungen, 1 (1994), S. 21.

14 Vgl. Karl-Dieter Opp/Peter Voß, Die volkseigene Revolution, Stuttgart 1993, S. 109.

15 Vgl. R. Köcher (Anm. 5), S. 5. Vgl. auch Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9. September 1992, S. 5.

16 Vgl. Gert Pickel/Dieter Walz, Politisches Institutionenvertrauen, politische Systembeurteilung und wirtschaftliche Perzeption in der Bundesrepublik Deutschland seit 1991, maschr. Ms. 1996, S. 7 ff.

17 Vgl. Elisabeth Noelle-Neumann, Kein Schutz, keine Gleichheit, keine Gerechtigkeit, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. März 1995, S. 5.

**Tabelle 1: Die Akzeptanz demokratischer Prinzipien (in Prozent)**

	BRD 1968	BRD 1979	BRD 1990	DDR 1990 April/Mai	DDR 1990 Dezember
Die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Interessengruppen in unserer Gesellschaft und ihre Forderungen an die Regierung schaden dem Allgemeinwohl (-)	27	37	47	74	51
Jeder Bürger hat das Recht, notfalls für seine Überzeugungen auf die Straße zu gehen (+)	74	86	90	90	92
Der Bürger verliert das Recht zu Streiks und Demonstrationen, wenn er damit die öffentliche Ordnung gefährdet (-)	30	26	28	49	32

-: Wenn es sich um demokratisch ausgerichtete Antworten handeln sollte, mußte diese Aussage verneint werden.

+: Wenn es sich um demokratisch ausgerichtete Antworten handeln sollte, mußte diese Aussage bejaht werden.

Die angegebenen Prozentzahlen geben den Anteil demokratisch ausgerichteter Antworten wieder.

Quelle: Petra Bauer, Politische Orientierungen im Übergang. Eine Analyse politischer Einstellungen der Bürger in West- und Ostdeutschland 1990/1991, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 43 (1991), S. 443.

überlegen eingestuft. 1995 ist die Zahl derjenigen Bereiche, in denen die DDR als überlegen angesehen wird, auf sieben gestiegen<sup>18</sup>. Auch erhöhte sich hier die Akzeptanz sozialistischer Ideen. Die Sympathiewerte für den Kommunismus stiegen von 7 auf 24 Prozent<sup>19</sup>. Im ganzen läßt sich sagen, daß vor der Vereinigung das Demokratiemodell Westdeutschlands von der überwiegenden Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung akzeptiert und als vorbildlich angesehen wurde. Damals ließen sich nur etwa fünf bis sechs Prozent in der ostdeutschen Bevölkerung identifizieren, die möglicherweise ein alternatives Demokratiemodell oder eine grundsätzlich andere Staatsform bevorzugt hätten<sup>20</sup>.

Vor sechs Jahren waren die Ostdeutschen auch deutlich konfliktfreudiger als heute. Damals bejahten sie Konflikte als Form der Austragung politischer Interessengegensätze sogar häufiger als die Westdeutschen (vgl. Tabelle 1). Unmittelbar nach der Wiedervereinigung war der statistische Zusammenhang zwischen Demokratiezufriedenheit und der Einschätzung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage im Osten geringer als im Westen, d. h., zu dieser Zeit vermochten die Ostdeutschen bereits zwischen der Performanz und der Legitimität der politischen Ordnung zu unterscheiden. Allerdings war der Zusammenhang zwischen der Demokratiezufriedenheit und der Einschätzung der zukünftigen allgemeinen Wirtschaftslage im Osten stärker als im Westen, was angesichts der Tatsache,

daß man damals noch mit einer baldigen Verbesserung der wirtschaftlichen Lage rechnete, nicht verwundert<sup>21</sup>. Auch die Marktwirtschaft wurde 1990 stark bejaht (vgl. Tabelle 2). Die entsprechenden Werte gingen, wie man an der Einschätzung der leistungsabhängigen Entlohnung und an dem Verhältnis zur Planwirtschaft ersehen kann, erst im Laufe der nächsten Jahre zurück und lagen 1995 dann deutlich unter dem westdeutschen Niveau.

Die hohe Akzeptanz, derer sich das politische und wirtschaftliche System des Westens im Jahre 1990 in der ostdeutschen Bevölkerung erfreute, bedeutet nicht, daß die Mehrheit der Bevölkerung die Funktionsprinzipien dieses Systems vollständig begriffen hätte, und auch nicht, daß sie den Verhaltensanforderungen dieses Systems gewachsen wäre. Was mit den hier vorgestellten Befragungen gemessen wird, ist lediglich die Wertorientierung und Bedürfnislage, nicht die Handlungskompetenz<sup>22</sup>.

21 Vgl. Petra Bauer, Politische Orientierungen im Übergang. Eine Analyse politischer Einstellungen der Bürger in West- und Ostdeutschland 1990/1991, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 43 (1991), S. 350: Tabelle.

22 Daß die Akzeptanz des westlichen Systems nach 1989 derart hoch war, wie die Befragungsergebnisse ausweisen, braucht indes nicht als außergewöhnlich betrachtet werden. Aufgrund des westlichen Fernsehens, das man in der DDR empfangen konnte, aufgrund der Besuchsreisen von West nach Ost und in den achtziger Jahren zunehmend auch von Ost nach West – bis 1989 hatten etwa 17 Prozent der DDR-Bevölkerung einmal Westdeutschland besucht – war im Osten Deutschlands das Wissen über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik ungleich größer als das Wissen des Westens über den Osten. Die Bundesrepublik war ohnehin für die Ostdeutschen über vier Jahrzehnte hinweg die Referenzgesellschaft, anhand derer sie die eigenen Lebensverhältnisse beurteilten und die für die Beurteilung des Lebensstandards in der DDR den Maßstab abgab. Nach dem Zusammenbruch des DDR-Sozialismus

18 Vgl. Stolz aufs eigene Leben, in: Der Spiegel, Nr. 27 vom 3. Juli 1995, S. 43.

19 Vgl. Ennid-Monatsbericht Juli 1995, in: Berliner Zeitung vom 1. August 1995.

20 Vgl. Bettina Westle, Demokratie und Sozialismus. Politische Ordnungsvorstellungen im vereinten Deutschland zwischen Ideologie, Protest und Nostalgie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46 (1994), S. 575.

**Tabelle 2: Entwicklung wirtschaftspolitischer Wertorientierungen (Mittelwerte)**

		1990	1991	1992	1993	1995
Lebensstandard leistungsabhängig (1) versus Mindestlebensstandard sichern (7)	West	3,0	3,1	3,1	3,2	3,3
	Ost	2,4	3,0	3,2	3,3	3,5
Planwirtschaft (1) versus Marktwirtschaft (7)	West	5,5	5,4	5,3	5,1	5,2
	Ost	5,8	5,4	5,0	4,9	4,7
Leistung belohnen (1) versus egalitäre Einkommensverteilung (7)	West	2,8	2,8	2,9	3,0	3,0
	Ost	2,4	2,8	3,0	2,9	3,1

Vor die Alternative gestellt, ob z. B. der Lebensstandard leistungsabhängig sein soll oder ein Mindestlebensstandard gesichert werden soll, konnten die Befragten auf einer Skala von 1–7 angeben, ob sie mehr dem ersten Wert (1–3) oder mehr dem zweiten Wert (4–7) zustimmen.

Quelle: Studie „Einstellungen zu aktuellen Fragen der Innenpolitik“, durchgeführt im Auftrag des Bundesministeriums vom IPOS-Institut in Mannheim.

*Wenn es richtig ist, daß Demokratie und Marktwirtschaft einschließlich ihrer leistungsabhängigen sozialen Unterschiede 1990 von der Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung akzeptiert waren und ein Verfall dieser Zustimmung erst nach und nach einsetzte, dann heißt das, daß man die heutigen Vorbehalte der ostdeutschen Bevölkerung gegenüber dem westlichen Institutionensystem und seinen Funktionsprinzipien vorrangig nicht auf ein Erbe des DDR-Sozialismus zurückführen kann.*

Die Persistenzthese steht, betrachtet man die hier vorgestellten hohen Zustimmungswerte zur Demokratie und Marktwirtschaft von Anfang 1990, auf schwachen Füßen.

Letztendlich drückt sich sowohl in der Deformations- als auch in der Persistenzthese ein bestimmter Kulturbegriff aus – ein Begriff, der Kultur als ein zähflüssiges und schwer wandelbares Gebilde, als einen homogenen, in sich geschlossenen und nach außen abgegrenzten Sinnzusammenhang faßt und zwischen Kultur und Struktur ein hohes Maß an Übereinstimmung sieht. In einer solchen integrationsistischen Betrachtungsweise wird nicht erkannt, daß innerhalb einer Kultur mannigfache Variationen auftreten können, daß jede Kultur, sogar die primitivste, durch Reflexivität gekennzeichnet ist und daß zu jeder Kultur so etwas wie Möglichkeitssinn gehört. In der Kultur einer Gesellschaft liegen die Sinn- und Bedeutungszusammenhänge eben nicht bereits fix und fertig vor und warten nur darauf, entdeckt zu werden. Kultur ist vielmehr ein Produkt, das von Menschen gemacht wird. Man setzt sich zu ihr aktiv in Beziehung und formt sie selbst dann noch um, wenn man sie rezipiert<sup>23</sup>.

stand die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung dem westlichen System mit hohen Erwartungen gegenüber.

23 In dem zitierten Interpretationstyp wird der DDR-Bürger dagegen als passives Abbild des Systems verstanden und gleichzeitig wegen seiner Passivität kritisiert. Die Deformations- und Persistenzthese leidet an einem unerkannten Wi-

Aus dem homogenisierten, ganzheitlichen Kulturbegriff erklärt sich auch, warum die hier kritisierten Persistenz- und Deformationsansätze nicht in der Lage sind, gesellschaftlichen und kulturellen Wandel zu erklären. Der Umbruch in der DDR steht für die Vertreter der Deformations- und Persistenzthese da wie ein unbegriffenes Mirakel, das man allenfalls auf äußere Faktoren zurückführen, für das man aber keinerlei innere Ursachen angeben kann.

### III. Erfahrung und Kompensation

*Wenn das zunehmende Mißtrauen der Ostdeutschen gegenüber dem neuen demokratischen und marktwirtschaftlichen System vorrangig nicht auf die DDR-Sozialisation zurückgeführt werden kann, dann hat es seinen Grund also in den gegenwärtig ablaufenden Transformationsprozessen, dann muß es vor allem begriffen werden als eine Reaktion auf die prekären Folgen der Wiedervereinigung<sup>24</sup>.*

derspruch: Es wird das Bild einer total verwalteten und durchorganisierten Gesellschaft entwickelt, und zugleich werden die in dieser total gleichgeschalteten Gesellschaft lebenden Individuen dafür verantwortlich gemacht, daß sie sich dem Zwang der Verhältnisse nicht entzogen und so etwas wie eine Zivilgesellschaft aufgebaut hätten. Der Ansatz der Deformations- und Persistenzthese nimmt sich selbst nicht ernst. Denn wenn die Gesellschaft tatsächlich vollständig verstaatlicht gewesen wäre, dann hätte es für abweichendes Verhalten auch keinen Freiraum gegeben. Demgegenüber wird hier versucht, sowohl die Abhängigkeit des Individuums von der Gesellschaft in den Blick zu nehmen als auch die Grenzen dieser Abhängigkeit.

24 Vgl. die Ergebnisse einer empirischen Untersuchung von Susanne Angerhausen/Stefan Pabst/Martina Schiebel, „Versorgungsbetriebe für soziale Sicherheit und Gleichheit“. Vorstellungen von ostdeutschen Geschäftsführern von Wohlfahrtsverbänden über Stellenwert und Aufgaben der freien Wohlfahrtspflege, unveröff. Ms. 1996, S. 16 ff, in welcher die Autoren die Vorstellungen der ostdeutschen Verbandsvertreter von den Institutionen der Wohlfahrtspflege nicht allein



Zwei Thesen werden in der Transformationsliteratur verhandelt: die Erfahrungshypothese und die Kompensationshypothese<sup>25</sup>.

Die *Erfahrungshypothese* behauptet, daß die Bejahung des westlichen Systems deshalb zurückgeht, weil die Ostdeutschen schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht hätten: Erfahrungen mit der Bürokratie, die sich als ebenso umständlich und undurchsichtig erweise wie die der DDR, Erfahrungen mit den Grenzen der Redefreiheit, die zwar gegenüber allen politischen Instanzen gegeben sei, aber ihre Grenze finde, sobald man im Betrieb seine eigene Meinung sagen wolle, Erfahrungen mit steigender Kriminalität und Arbeitslosigkeit sowie mit einem Mangel an sozialer Sicherheit. Das relativ geringe Systemvertrauen wird hier also zurückgeführt auf die Unzufriedenheit mit den Lebensverhältnissen.

Zweifellos kommt der Erfahrungsthese ein gewisses Recht zu. Zu bedenken ist allerdings, daß die Ostdeutschen heute mehrheitlich angeben, daß es ihnen persönlich gegenwärtig besser geht als vor 1989<sup>26</sup>. Die Unzufriedenheit mit dem heutigen System scheint also, wenn man sich die privaten Lebensverhältnisse ansieht, gar nicht so hoch zu sein, und gewöhnlich besteht zwischen der Einschätzung der eigenen wirtschaftlichen Lage und der Systemakzeptanz ein hoher statistischer Zusammenhang. Was allerdings auffällt, ist, daß zwischen der Einschätzung der eigenen und der allgemeinen Lage eine große Kluft besteht. Die meisten schätzen die allgemeine wirtschaftliche Lage deutlich schlechter ein als ihre persönliche Situation<sup>27</sup>. Auch hinsichtlich der Situation von jungen Familien behauptet die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung, daß sich diese aufgrund der Wiedervereinigung verschlechtert habe. Fragt man aber die jungen Familien selbst, so berichtet nur eine Minderheit von einer tatsächlichen Verschlechterung ihrer Situation<sup>28</sup>. Offenbar – so könnte man schlußfolgern – besteht ein breites Bedürfnis, die allgemeine Lage schlechter zu finden, als man sie selbst erlebt. Dies deutet darauf hin, daß neben den möglicherweise schlechten

Erfahrungen mit dem neuen wirtschaftlichen und politischen System auch noch andere Gründe für die sich verstärkende Ablehnung des westlichen Rechts-, Politik- und Wirtschaftssystems verantwortlich zu machen sind. Diese Gründe könnten darin liegen, daß sich die Ostdeutschen als soziale Gruppe selbst als abgelehnt und abgewertet empfinden. Es scheint, daß hinter dem zurückgehenden Systemvertrauen ein Bedürfnis nach Selbstbehauptung steht. Die Mehrheit der Ostdeutschen beurteilt das politische und wirtschaftliche System der Bundesrepublik offenbar deshalb heute schlechter als noch vor fünf oder sechs Jahren, weil sie auf diese Weise die erfahrene Abwertung der DDR-Vergangenheit kompensieren will. Sie erlebt die westdeutsche Sicht auf die ehemalige DDR und ihre Bürger als eine Form der Geringschätzung. Noch immer fühlen sich die Bürger der ehemaligen DDR im vereinigten Deutschland mehrheitlich als Bürger zweiter Klasse. Der Prozentsatz, der so fühlt, hat in den letzten sechs Jahren kaum abgenommen<sup>29</sup>. Damit ist die *Kompensationshypothese* ins Spiel gebracht.

Hinter diesem Gefühl des Mißachtetwerdens stehen natürlich handfeste Devaluierungsprozesse: Prozesse der Entwertung der in der DDR erworbenen Ausbildung, der Bildungsabschlüsse und Qualifikationen, der in der DDR abgeleiteten Berufsjahre, der in der DDR gemachten Erfahrungen und des gelebten Lebens in der DDR. Auf einmal soll das alles nicht mehr gültig sein und die einzige Aufgabe der Ostdeutschen darin bestehen, umzulernen. Der Systemaustausch machte die DDR-Bürger zu Fremden im eigenen Land, die noch einmal ganz von vorne anzufangen hatten. Nicht sie bestimmten die Rollen und Normen, die jetzt zu gelten hätten, sondern die, die von außen ins Land kamen. Daraus resultiert ein Gefühl der Unterlegenheit, das nur schwer zu verkraften ist. Dieses Unterlegenheitsgefühl ist zunächst einmal strukturell bedingt. Das Urteil, man könne aus der DDR nichts übernehmen, mag als Abwertung empfunden worden und vielleicht sogar so gemeint gewesen sein. Es ist unabhängig davon wahr, denn die Erfahrungen, die man in der DDR gemacht hatte, waren von heute auf morgen unbrauchbar geworden und konnten auf das neue System nicht übertragen werden.

Das Gefühl der Mißachtung hängt aber nicht nur mit den objektiven Gegebenheiten des Systemwechsels zusammen, sondern auch mit der Art und Weise, wie die Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen in den letzten Jahren gelaufen ist. Mit einem Schlage standen die DDR-Bürger einem in der Öffentlichkeit verbreiteten Bild von

29 Vgl. Emnid 6/1996.

auf in der DDR erworbene Wissensbestände, sondern auch auf Erfahrungen, die sie seit dem gesellschaftlichen Umbruch 1989 gemacht haben, zurückführen.

25 Vgl. Thomas Koch, Ostidentität(en) – Fokus – Phänomenologie – Forschungsfragen. Ein Beitrag zum Diskurs, unveröff. Ms. 1996, S. 12.

26 Vgl. Ein neues Selbstbewußtsein im Osten? Befragung des Instituts für Marktforschung Leipzig, in: Die Wochenpost, Nr. 41 vom 2. Oktober 1996, S. 4.

27 Vgl. Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (Allbus 1994), Variable 6 und 8.

28 Vgl. Renate Köcher, Streitpunkt Familienförderung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21. Dezember 1994, S. 5.

sich selbst gegenüber, das sie mit ihrem Selbstverständnis nur schwer vereinbaren konnten: dem Bild des obrigkeitlich orientierten, demokratieunfähigen, autoritären, unselbständigen und individualisierten Ostdeutschen, der erst einmal lernen muß, zu arbeiten. Die Ostdeutschen sahen sich einem umfassenden Verdacht ausgesetzt, dem Verdacht, daß sie genauso undemokratisch denken, wie das System undemokratisch war, genauso ineffizient arbeiten, wie die Wirtschaft der DDR ineffizient war, und sich ebenso unselbständig verhalten würden, wie das System Unselbständigkeit forderte.

Die meisten Ostdeutschen definierten sich aber gerade in Distanz zum System: Das System war korrupt, so behaupteten sie, und die es tragenden Politiker ebenfalls, sie selbst aber hätten stets versucht, das Beste aus den schlechten Verhältnissen zu machen<sup>30</sup>. Wenn die Wirtschaft ineffizient war, dann lag dies an den unfähigen Führungskadern. Sie selbst hätten stets gut gearbeitet. Sie verstanden sich als Künstler des Informellen, die selbst in einer Mangelwirtschaft noch exportierbare Waren zu produzieren verstanden, die sich den politischen Erwartungen des Systems zu entziehen und sie zu unterlaufen vermocht hätten und das Überlebenstraining im Dschungel der Willkürlichkeiten des administrativen Sozialismus siegreich überstanden hätten. Kein anderer Unterschied ist den Ostdeutschen so wichtig wie derjenige zwischen dem kommunistischen Staat, von dem die meisten wenig hielten, und ihrem eigenen Leben.

Daß die Westdeutschen die heutige Situation definieren, mag eine Mehrheit der Ostdeutschen vielleicht noch akzeptieren. Daß sie aber auch definieren, wie die eigene Vergangenheit ausgesehen hat und wie sie hätte aussehen sollen, können sie nicht nachvollziehen. Hier fühlen sich die Ostdeutschen kompetent. Das Gefühl des Mißachtetwerdens hat sehr viel mit der Art und Weise zu tun, wie öffentlich über die DDR-Vergangenheit geredet wird. Viele der Ostdeutschen, die meisten von ihnen, fühlen sich mißverstanden und unterschätzt. 97 Prozent sagen, daß das Leben in der DDR nur verstehen und beurteilen könne, wer selbst dort gelebt habe<sup>31</sup>. Dies macht noch einmal deutlich, wie tief sich die Ostdeutschen mißverstanden und mißachtet fühlen und wie gering inzwischen die Hoffnung geworden ist, daß es jemals zu einem angemessenen Verständnis zwischen Ost- und Westdeutschen kommen könnte.

Wenn die Ostdeutschen die politische und wirtschaftliche Ordnung Westdeutschlands heute

30 Vgl. Stolz aufs eigene Leben (Anm. 18), S. 52.

31 Vgl. ebd., S. 49.

schlechter beurteilen als noch vor sechs Jahren, dann hat das zu einem großen Teil damit zu tun, daß sie auf diese Weise die erfahrene Abwertung ihrer Herkunft kompensieren wollen. Nicht zufällig ist die schlechtere Bewertung bundesdeutscher Institutionen mit einer Aufwertung des DDR-Systems verbunden. Während, wie bereits erwähnt, 1990 die Ostdeutschen Westdeutschland in fast allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens für überlegen hielten, schätzen sie jetzt die DDR in vielen Bereichen als überlegen ein: in der Schulbildung, in der Berufsausbildung, in der Versorgung mit Wohnungen, im Gesundheitswesen und im Bereich von sozialer Sicherheit und Arbeitssicherheit. Auch sich selbst halten die Ostdeutschen gegenüber den Westdeutschen mittlerweile nicht mehr so stark für unterlegen wie noch vor sechs Jahren<sup>32</sup>. Man wertet die Westdeutschen und Westdeutschland ab, um sich selbst besser darzustellen.

---

#### IV. Worum es den Ostdeutschen geht

---

Es geht nicht um Nostalgie. Nostalgie heißt sehnsüchtiges Verlangen nach einer vergangenen Zeit. Kaum einer indes will zurück in die alte DDR. Weniger als 15 Prozent der Befragten wünschen die Wiederherstellung alter Zustände<sup>33</sup>. Die Wiedervereinigung ist noch immer breit akzeptiert. Auch wenn eine Mehrheit heute dem Satz zustimmt, daß die Idee des Sozialismus im Grunde eine gute Idee war, die nur schlecht ausgeführt wurde<sup>34</sup>, so steht dahinter nicht eine Wiederkehr sozialistischer Überzeugungen oder gar ihre Persistenz. Vielmehr handelt es sich hier um eine Form der Verteidigung der eigenen Vergangenheit: Es war nicht alles so schlecht, wie es heute dargestellt wird – das ist die Botschaft, die die Ostdeutschen übermitteln wollen. Dies zeigt, worum es geht. Es geht um die Aufrechterhaltung der eigenen Selbstachtung, die Verteidigung des eigenen Stolzes und der eigenen Würde angesichts ihrer Infragestellung im Prozeß der Wiedervereinigung Deutsch-

32 Vgl. ebd., S. 46 mit: Das Profil der Deutschen. Was sie vereint, was sie trennt. Spiegel spezial, Nr. 1/1991, S. 12. Vgl. auch Elisabeth Noelle-Neumann, Eine Nation zu werden ist schwer, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10. August 1994, S. 5. Vom neuen Selbstbewußtsein der Ostdeutschen ist inzwischen vielfach die Rede (vgl. Hans-Joachim Misselwitz, Nicht länger mit dem Gesicht nach Westen. Das neue Selbstbewußtsein der Ostdeutschen, Bonn 1996). Allerdings zeigt dieses „neue Selbstbewußtsein“ vielfach mehr Züge einer Trotzreaktion des Sichabgrenzens als eines kraftvollen Identitätsbewußtseins. *Anmerkung der Redaktion:* Siehe auch den Beitrag von Aike Henel, Michael Geyer, Julia Würz und Elmar Brähler in diesem Heft.

33 Vgl. Stolz aufs eigene Leben (Anm. 18), S. 42.

34 Vgl. Allbus 1994 (Anm. 27), Variable 160.

lands. John Rawls sagt, daß die Selbstachtung vielleicht das wichtigste ethische Grundgut der Menschheit sei<sup>35</sup>. Die Ostdeutschen bemühen sich, die eingetretene Entwertung des eigenen Lebens rückgängig zu machen. Sie müssen mit der materiellen und kulturellen Überlegenheit des westlichen Systems fertigwerden und wollen angesichts des Gefühls der eigenen Unterlegenheit ihr Selbstwertgefühl bewahren. Das ist der Grund, warum sie die Bereitschaft aufkündigen, die Hochschätzung des westlichen Institutionensystems mit den Westdeutschen länger zu teilen.

Angesichts dieses Gefühls der Nichtanerkennung liegt es nahe, sich nun selber vom Westen abzugrenzen. Heute identifizieren sich mehr der Ostdeutschen mit Ostdeutschland als noch vor sechs Jahren. 1990 gaben 61 Prozent der Ostdeutschen an, sich eher als Deutsche denn als Ostdeutsche zu fühlen. 1994 waren es 34 Prozent, die sich mehr als Deutsche, und 60 Prozent, die sich mehr als Ostdeutsche fühlten<sup>36</sup>. Zweidrittel der Ostdeutschen meinen, daß die Mauer in den Köpfen wachse<sup>37</sup>.

Die sogenannte ostdeutsche Identität ist nicht gekennzeichnet durch eine bestimmte Wertorientierung oder durch bestimmte nachweisbare Inhalte. Sie ist definiert durch die Abgrenzung vom Westen. Daher kann sie sich formieren, auch wenn es viele inhaltliche Übereinstimmungen zwischen den Ost- und den Westdeutschen gibt, und sie kann sich sogar behaupten trotz der teilweise weitreichenden politischen und kulturellen Differenzen zwischen den Ostdeutschen selbst<sup>38</sup>. Bei der ostdeutschen Identität handelt es sich um ein zugeschriebenes Merkmal. Daß es sie gibt, ist das Produkt einer Zumutung. Letztendlich hat sie sich nur aufgrund des Blicks der Westdeutschen auf die Ostdeutschen herausgebildet. Dieser Blick war aufgrund des Systemwechsels mit einem Schlage so dominant, daß man darauf irgendwie reagieren mußte. Man konnte darauf reagieren durch eilfertige Anpassung, durch Verteidigungs- und Rechtfertigungsversuche, durch Verweigerung und Trotz oder auch durch Rückzug. Aber man konnte diesem Blick nicht entgehen. Aufgrund des Systemwechsels war es zu einer asymmetrischen Kommunikationssituation zwischen Ost- und Westdeutschen gekommen. Die Ostdeutschen waren

gezwungen, über sich selbst nachzudenken, zu lernen, andere zu werden, als sie waren, zu fragen, wer sie selbst sind und warum sie vielleicht gar nicht anders werden wollen. Die Westdeutschen mußten nie über sich selbst nachdenken, sondern konnten die Ostdeutschen nur immer unverstündlich, komisch und provinziell finden. Diese asymmetrische Kommunikationssituation hat jetzt für den Westen selbst kontraproduktive Folgen. Nun überlegen viele der Ostdeutschen, ob sie das westdeutsche System, dessen Überlegenheit sie bislang unreflektiert anerkannt haben, überhaupt wollen. Die zunehmende Kritik an den westlichen Institutionen der Demokratie und der Marktwirtschaft könnte insofern auch ein Ausdruck gewachsener Selbständigkeit und Mündigkeit sein<sup>39</sup>.

Schließlich hat das Mißachtungs- und Unterlegenheitsgefühl der Ostdeutschen auch damit zu tun, daß sie sich als sozial schlechtergestellt wahrnehmen. Fragt man die Ostdeutschen nach ihrer subjektiven Selbsteinstufung hinsichtlich ihrer sozialen Lage, dann kann man feststellen, daß sie sich mehrheitlich als unterprivilegiert einschätzen<sup>40</sup>. Wolfgang Schluchter spricht in diesem Zusammenhang von einer subjektiven Unterschichtung<sup>41</sup>. Bezüglich der wahrgenommenen Verteilungsgerechtigkeit sagen weitaus mehr Ostdeutsche als Westdeutsche, daß nur die jeweils anderen gerecht behandelt würden<sup>42</sup>. Hinter dem Gefühl, daß das System ungerecht sei, muß also nicht in jedem Falle ein in der DDR erworbenes Gerechtigkeitsideal stehen, vielmehr kann dieses Gefühl auch Ausdruck von realen Benachteiligungserfahrungen sein<sup>43</sup>.

Dabei gingen die Ostdeutschen mit hohen Erwartungen in den Prozeß der deutschen Vereinigung hinein. Nach 1989 erwarteten viele DDR-Bürger, daß es ihnen bald sehr viel besser gehen würde. Sie meinten, daß sie 40 Jahre lang auf der Schattenseite des Lebens gestanden hätten und daß es

39 Zurückgehendes Vertrauen in Institutionen wird auch von Herbert Döring, Aspekte des Vertrauens in Institutionen. Westeuropa im Querschnitt der internationalen Wertestudie 1981, in: Zeitschrift für Soziologie, 19 (1990), S. 73, als eine Form rationaler Skepsis und damit als Ausdruck eines aufgeklärten Demokratiebewußtseins behandelt.

40 Vgl. Statistisches Bundesamt (Anm. 8), S. 539 f.

41 Vgl. W. Schluchter (Anm. 4), S. 47.

42 Vgl. Wolfgang Seifert, Transformation und öffentliche Meinung in Ostdeutschland und in den osteuropäischen Reformstaaten, hrsg. von der Anglo-German-Foundation, London 1995, S. 33.

43 Im übrigen haben auch viele Westdeutsche das Gefühl, daß die Ostdeutschen durch den Staat besser behandelt werden als sie selbst (vgl. ebd., S. 31). Hinter dem Gefühl, benachteiligt zu werden, stehen also Verteilungskonflikte. Dabei ist das Benachteiligungsgefühl umso ausgeprägter, je niedriger der soziale Status des Befragten ist (ebd.). Dies weist noch einmal darauf hin, daß im Hintergrund des Gefühls, ungerecht behandelt zu werden, tatsächlich so etwas wie Sozialneid steht.

35 Vgl. John Rawls, Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt am Main 1990, S. 479.

36 Vgl. E. Noelle-Neumann (Anm. 32), S. 5. *Anmerkung der Redaktion*: Siehe hierzu auch den Beitrag von Thomas Blank in diesem Heft, insbes. S. 41.

37 Vgl. Die Welt vom 3. Juli 1995.

38 Vgl. Claudia Ritter, Politische Identitäten in den neuen Bundesländern. Distinktionsbedarfe und kulturelle Differenzen nach der Vereinigung, in: H. Wiesenthal (Anm. 5), S. 175 f.

daher nur gerecht sei, wenn der Westen von seinem Überfluß abgeben würde. Die Lasten des Zweiten Weltkrieges hätten vor allem die Ostdeutschen zu tragen gehabt. Über Jahrzehnte hinweg wären sie gegenüber den Westdeutschen benachteiligt gewesen. Das Bild des westdeutschen Wirtschaftswunders der fünfziger und sechziger Jahre vor Augen, meinten nach 1989 nicht wenige der Ostdeutschen, daß nun sie an der Reihe seien und daß im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit ihnen nun das zustehe, was sie über Jahre hinweg entbehrt hätten.

---

## V. Abgrenzung als Folge von Ausgrenzung

---

Angesichts des Ausbleibens dieser ausgleichenden Gerechtigkeit nehmen nun viele Ostdeutsche die Haltung des ewigen Verlierers ein: „Die SED hat uns betrogen, heute sind wir wieder angeschmiert, man kann niemandem vertrauen.“ Die Abwertung der westlichen Institutionen wäre dann also eine unmittelbare Folge des Gefühls, benachteiligt und ungerecht behandelt zu werden<sup>44</sup>.

Diese Haltung kann man pflegen. Immer wieder kann man darauf hinweisen, daß man ungleich behandelt wird, daß es einem schlechter als anderen geht, daß man etwas anderes von der deutschen Einheit erwartet hat, daß es keine Gerechtigkeit auf Erden gibt. Auf diese Weise lassen sich Ansprüche einklagen. Die Behauptung, daß das westdeutsche System ungerecht sei, hat vielfach instrumentellen Charakter. Sie dient dazu, soziale Forderungen durchzusetzen und bedient sich dazu der Differenz zwischen Ost und West. Die Behauptung einer ostdeutschen Identität ist also keineswegs einfach nur Ausdruck überkommener Prägungen und Werthaltungen, sondern auch Ausdruck von Interessen. In die Kultur spielen Machtfragen hinein. Kultur ist nicht ein homogenes, kompaktes, in sich geschlossenes, selbstidentisches Gebilde, sondern ein Repertoire, aus dem man schöpfen kann, dessen man sich bedienen kann, aus dem man auswählt. Damit bestimmte kulturelle Werte und Normen aktualisiert werden, muß es aktuelle Anreize geben, die es verlockend erscheinen lassen, sich ihrer zu bedienen. Neulich wurde im Fernsehen von einem Streik der Werkzeughersteller in Chemnitz berichtet. Der Betrieb, in dem die Arbeiter arbeiten, sollte geschlossen werden, denn es handelte sich um eine Tochterun-

ternehmung eines großen westdeutschen Werks, das bereits in Konkurs gegangen war. Der Kommentar der Arbeiter: „Die da drüben denken, mit uns können sie es ja machen.“ Die Ost-West-Differenz ist ein Instrument, auf dem sich trefflich spielen läßt. In diese Differenz lassen sich Irritationen einordnen und so zum Verschwinden bringen<sup>45</sup>. Diese Differenz kann man benutzen, um zu erklären, warum die Welt so ist, wie sie ist. Man kann sie aber auch einsetzen, damit sie anders wird, als sie ist.

Es scheint, als würde kulturellen Ideen diese multifunktionelle Anwendbarkeit prinzipiell eignen. Auch die Idee des Sozialismus läßt sich ganz verschieden benutzen oder die Idee des Nationalismus, des Friedens oder der Gewaltlosigkeit. Daß auch die Ostdeutschen in der Benutzung kultureller Ideen das erforderliche Maß an Flexibilität aufzubringen vermögen, haben sie längst bewiesen. Solange es ihnen geschadet hätte, gegen das DDR-System zu opponieren, haben sie geschwiegen und sich in die private Nische zurückgezogen. Als es auf einmal möglich schien, das System durch öffentliche Proteste zu verändern, sind sie zu Tausenden auf die Straßen gegangen, aber auch da wußten sie noch genau, was sie taten. Sie riefen „Wir bleiben hier!“ und deuteten damit an, daß sie nicht zu jenen „Verrätern“ gehören würden, die das eigene Land verlassen wollen, obschon sie zugleich auch zu verstehen gaben, daß man in Zukunft mit ihnen zu rechnen habe. Oder sie riefen „Keine Gewalt!“, womit sie klarmachten, daß sie nicht zu den Rowdies gehören, als die man sie offiziell verdächtigte. Auch die Idee der Loyalität oder der Gewaltlosigkeit läßt sich instrumentell einsetzen.

Bis zum 9. November sah es so aus, als ob die Mehrheit der Ostdeutschen sich für einen demokratischen Sozialismus einsetzen würde. Danach kippte die Volksmeinung, und viele befürchteten, daß man mit einem neuen deutschen Nationalismus rechnen müsse. Aus „Wir sind das Volk“ wurde „Wir sind ein Volk“. Aber auch die Ideen des Sozialismus und des Nationalismus waren nur Mittel zur Durchsetzung handfester sozialer und politischer Interessen. Man sollte sich davor hüten, in einer Zeit, die so stark wie die heutige durch soziale Spannungen und politische Gegensätze gekennzeichnet ist, kulturelle Ideen zu substantialisieren. Auch wenn heute von vielen Ostdeutschen das westliche Institutionensystem abgewertet und kritisiert wird, sollte man dies nicht nur als einen Ausdruck bestimmter Werthaltungen nehmen, sondern danach fragen, welche Interessen

---

44 Der Zusammenhang zwischen mangelndem Institutionenvertrauen und dem Gefühl, Bürger zweiter Klasse zu sein, läßt sich übrigens auch statistisch nachweisen.

45 Vgl. Peter Fuchs, *Westöstlicher Divan. Zweischneidige Beobachtungen*, Frankfurt am Main 1995, S. 58 ff.

dahinterstehen. Das westliche System mit Demokratie, Marktwirtschaft und Wohlstandsgesellschaft ist als gesellschaftliche Ordnung im Osten Deutschlands nach wie vor breit akzeptiert<sup>46</sup>. Bereits in den letzten 40 oder 50 Jahren wurden die Werte des westlichen Systems tief verinnerlicht. Aufgrund seiner wirtschaftlichen Kraft besitzt das westliche System aber auch heute noch eine hohe Fähigkeit zur sozialen Integration. Jedem, der sich in ihm zu bewähren vermag, zeigt es, wie sehr es sich lohnt, mit dabei zu sein.

Wenn die Ostdeutschen heute mehrheitlich das westliche System abwerten, dann ist diese Haltung in höchstem Maße ambivalent, denn eigentlich will man dazugehören, eigentlich hatte man große Hoffnungen in dieses System investiert, eigentlich war es und ist es für die meisten der Maßstab für ein normales und gelungenes Leben. Wenn man freilich die Erfahrung machen muß, nicht als gleichberechtigt anerkannt zu sein, mit seinen eigenen Erfahrungen nicht ernst genommen zu werden und als Bürger zweiter Klasse behandelt zu werden, dann entsteht ein Bedürfnis nach Ausgleich und Veränderung, dann grenzt man sich von denen, die einen ausgrenzen, selbst ab und versucht, die, die einen abwerten, ebenfalls abzuwerten, und sei es, indem man mit moralischen Invektiven arbeitet und die, die sich überlegen fühlen, als „Besserwissis“ disqualifiziert. Worum es geht, das ist der Versuch, die asymmetrische Kommunikationssituation in die Symmetrie zu bringen.

Heißt das nun, daß von der DDR in den Köpfen ihrer ehemaligen Bürger nichts geblieben ist, daß die 40jährige Diktatur des SED-Regimes mentalitätsgeschichtlich ohne Folgen blieb? Nein, aber man wird sehr genau danach fragen müssen, was in den Köpfen geblieben ist. Ausgeschlossen scheint es zu sein, von dem obrigkeitlichen Charakter des DDR-Regimes auf die Obrigkeitshörigkeit ihrer einstigen Bewohner zu schließen oder von dem materialen Politikverständnis der SED auf das Unverständnis der Ostdeutschen gegenüber den Funktionsprinzipien einer formalen Demokratie. Sehr wohl aber scheint es möglich zu sein, von dem widersprüchlichen Charakter der DDR-Gesellschaft auf Widersprüche in der ostdeutschen Mentalität zu schließen. Drei Punkte seien herausgegriffen:

46 Fast zwei Drittel der Ostdeutschen geben an, Vertrauen zur Demokratie im vereinten Deutschland zu haben (infas Umfrage, in: Berliner Zeitung vom 22./23. Juli 1995). Käme es zu einer Volksabstimmung darüber, ob die Marktwirtschaft beibehalten oder die vermeintlich sozialere Planwirtschaft wieder eingeführt werden sollte, entscheiden sich nur 11 Prozent der Ostdeutschen für die Planwirtschaft, 55 Prozent für die Marktwirtschaft (R. Köcher [Anm. 5], S. 5).

1. Es scheint mir, daß viele Bürger der DDR aufgrund der Überpolitisierung der Verhältnisse zu einer tief verinnerlichten Institutionenskepsis erzogen wurden<sup>47</sup>. Diese Institutionenskepsis wurde bei vielen durch ein positives Gegenbild der funktionierenden Demokratie und Marktwirtschaft des Westens gestützt. Möglicherweise kehrt sie aber heute, da mancher das Gefühl hat, an den Segnungen des westlichen Wohlstands nicht in gleichberechtigtem Maße teilhaben zu können, wieder.

2. Eine weitere Folge der DDR-Sozialisation sehe ich darin, daß es vielen Ostdeutschen noch immer schwerfällt, öffentlich aufzutreten. Das heißt nicht, daß sich unter den Bedingungen des autoritären Sozialismus nicht Prozesse der Individualisierung vollzogen hätten<sup>48</sup>. Zu solchen Prozessen kam es allerdings unter DDR-Verhältnissen mehr im informellen und privat-familiären Raum als in der Öffentlichkeit. In der Öffentlichkeit hat man sich, sofern man sich individuell gab, selbst isoliert. Die kollektiven Netzwerke – so wichtig sie für die Entlastung des individuellen Handelns waren – übten ein hohes Maß an sozialer Kontrolle aus<sup>49</sup>. Vielen fällt es daher nach wie vor schwer, sich aus den Bindungen in die sozialen und privaten Netzwerke zu lösen und öffentlich hervorzutreten<sup>50</sup>.

3. Ich gehe nicht davon aus, daß der Kollektivismus des DDR-Systems zu einer besonders starken Kollektivorientierung geführt hat. Im Gegenteil. Auf Kosten des Allgemeinwohls konnte man in der DDR vielfach relativ ungehindert seinen Privatinteressen nachgehen. Nicht die ausgeprägte Gemeinschaftsorientie-

47 Vgl. Wolfgang Engler, Institution und Reflexion – ein unversöhnlicher Widerspruch? Betrachtungen eines Außenseiters, in: Andreas Eisen/Hellmut Wollmann (Hrsg.), Institutionenbildung in Ostdeutschland. Zwischen externer Steuerung und Eigendynamik, Opladen 1996, S. 326. Institutionenskepsis schließt – und das zeigt noch einmal die Gespaltenheit typisch ostdeutscher Einstellungen – Erwartungen an Institutionen nicht aus: „Menschen, die aus einer Gesellschaft kommen, in der Telefonieren oder Zugfahren oft genug zur Glückssache geriet und noch die elementarsten Alltagshandlungen einen Beziehungsaufwand einschlossen, der die ganze Person involvierte, wissen zuverlässig arbeitende Verwaltungen und verlässliche Rechtsgrundlagen sehr wohl zu schätzen.“ (ebd.).

48 Vgl. Wolfgang Engler, Die ungewollte Moderne. Ost-West-Passagen, Frankfurt am Main 1995, S. 35 ff.

49 Vgl. Karl Ulrich Mayer/Martin Diewald, Kollektiv und Eigensinn. Die Geschichte der DDR und die Lebensverläufe ihrer Bürger, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 46/1996, S. 17.

50 Vgl. Rudolf Woderich, Mentalitäten zwischen Anpassung und Eigensinn, in: Deutschland Archiv, 25 (1992), S. 21 ff.

rung, die es den Ostdeutschen so schwer macht, ihre eigenen Interessen zu vertreten und die Gesellschaft als konflikthaft zu begreifen, ist das Problem vieler Ostdeutscher. Vielmehr fällt es vielen von ihnen schwer, Ich- und Kol-

lektivorientierung, das Bestehen auf persönlicher Autonomie und die Anerkennung von sozialen Normen, Individualität und soziale Einbindung in eine ausgewogene Balance zu bringen.

# Psychische Befindlichkeiten in Ost- und Westdeutschland im siebten Jahr nach der Wende

## Ergebnisse einer empirischen Untersuchung

### I. Vorbemerkungen

In einer Untersuchung fünf Jahre nach dem Mauerfall hatten wir konstatiert, daß die materiellen Verhältnisse und die subjektiven Befindlichkeiten in Ost- und Westdeutschland noch sehr unterschiedlich sind und diese Kluft durch zahlreiche Daten für jedermann sichtbar ist<sup>1</sup>. Daran hat sich offensichtlich auch nach weiteren zwei Jahren nichts Wesentliches geändert. Wir hatten damals auch festgestellt, daß die psychische Entfremdung zwischen den Menschen beider Landesteile noch lange nicht überwunden sein wird. Hier scheint sich in den letzten beiden Jahren die Situation eher noch verschlechtert zu haben. Autoren wie Tobias Dürr sprechen sogar vom „Abschied von der inneren Einheit“<sup>2</sup>. Dabei sind die Differenzen zwischen Ost und West keineswegs statisch und nicht allein in ihrer Quantität zu sehen, denn betrachtet man die Befindlichkeiten der Menschen in beiden Teilen Deutschlands in ihrem zeitlichen Ablauf, so werden sensible Veränderungen im Selbsterleben der Ost- und Westdeutschen deutlich.

Unmittelbar vor und nach der Wende herrschte eine Art Euphorie vor. Ost- und Westdeutsche befanden sich in einem Zustand der Verklärung des anderen. Man betonte die Gleichheit der Menschen in Ost und West und sah sich als „Brüder und Schwestern“. Doch mit der unvermeidlichen Wahrnehmung der unterschiedlichen und damit fremden Kultur kam es allerdings auf beiden Seiten schnell zu einem Zustand der Verunsicherung und Irritation, der sich mit dem Terminus „Kulturschock“ beschreiben läßt<sup>3</sup>. Man stellte fest, daß man sich weniger verstand, als man gedacht hatte. Mißverständnisse auf beiden Seiten erschwerten die gegenseitige Annäherung. Polarisierung – hier der überlegene Westdeutsche, dort der jammernde Ostdeutsche oder (aus ostdeutscher Sicht) hier der

„bescheidene Ossi“, dort der „arrogante Wessi“ – war die Folge.

Das Bild eines zurückgebliebenen, faulen, passiven, primitiv-gierigen, anpaßlerisch-feigen, jammernden „Ossis“, eines „häßlichen Ostdeutschen“, der seine Unzulänglichkeiten auch noch „voller Selbstverachtung und mit Wollust“ ausbreitete, geisterte durch die westliche Landschaft<sup>4</sup>. Selbst einige Sozialwissenschaftler aus den alten Ländern waren (und sind) der Ansicht, daß mit einer Bevölkerung, die sich nach vier Jahrzehnten SED-Diktatur in einer nicht heilbaren posttraumatischen Situation befindet, kein Staat zu machen sei<sup>5</sup>. Die Westdeutschen realisierten in Überidentifikation mit der westdeutschen Wirtschaftswundergesellschaft ein Überlegenheitsgefühl und eine damit verbundene Steigerung ihres Selbstwerterlebens. Schwererträgliche Inhalte psychischen Erlebens (z. B. mangelnde Möglichkeiten gesellschaftlicher Einflußnahme), die sich mit der idealen Vorstellung von der eigenen Person nicht vereinbaren ließen, wurden auf die Ostdeutschen verschoben und bei diesen verurteilt und bekämpft.

In Ostdeutschland kristallisierten sich zwei Tendenzen heraus. Zum einen wurde über kritikgeminderte Überidentifikation mit der neuen Gesellschaft versucht, auch die letzten Erinnerungen an die Residuen der DDR zu tilgen. Es entstand der Typus des „Neu-Wessis“, der zwar ein Ostdeutscher ist, sich aber „westdeutscher als jeder Westdeutsche“ verhält und an seinen „giftigen Schmähungen und apodiktischen Urteilen über alles Ostdeutsche“ zu erkennen ist<sup>6</sup>. Zum anderen bildete sich – jetzt durch kritikgeminderte Überidentifikation mit dem DDR-System – eine gewisse „Ostalgie“, eine Art Verklärung der Vergangenheit, ein krampfhaftes Festhalten am

1 Vgl. Elmar Brähler/Horst-Eberhard Richter, Deutsche Befindlichkeiten im Ost-West-Vergleich. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 40–41/95, S. 13–20.

2 Tobias Dürr, Abschied von der „inneren Einheit“, in: *Frankfurter Rundschau* vom 3. Dezember 1996, S. 10.

3 Wolf Wagner, *Kulturschock Deutschland*, Hamburg 1996.

4 Vgl. Michael Geyer, „Sie nehmen die Kälte nicht wahr“ – „Westdeutsche“ aus der Sicht eines „Ostdeutschen“, in: Elmar Brähler/Hans-Jürgen Wirth (Hrsg.), *Entsolidarisierung. Die Westdeutschen am Vorabend der Wende und danach*, Opladen 1995.

5 Vgl. Falk Berger, *Kleine Polemik*, Vortrag auf der 45. Arbeitstagung des Kollegiums für Psychosomatische Medizin, 13. 11. 1996, Düsseldorf; Hubert Speidel, *Tabus von heute – Probleme von morgen*, in: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, (1994) 44, S. 145–152.

6 M. Geyer (Anm. 4).

„guten Kern“ der DDR heraus. Dürr spricht von einer „Erinnerungsgemeinschaft DDR“, in der sich die Ostalgie zu einem vielfältig vernetzten und institutionell abgestimmten kommunikativen Koordinationssystem verfestigt habe. Zur Beschreibung dieses Phänomens kreierte Tobias Dürr den Begriff der „Ostigkeit“<sup>7</sup>. Tatsächlich haben Sozialwissenschaftler in den neuen Ländern eine zunehmend bessere Beurteilung der Lebensverhältnisse in der früheren DDR im Vergleich zu den Verhältnissen nach der Wende konstatiert<sup>8</sup>.

Das Selbsterleben in Ost und West ist in zahlreichen psychologischen Studien beschrieben worden. Wir haben in den letzten Jahren selbst einige empirische Untersuchungen in Ost- und Westdeutschland durchgeführt, um verschiedene Aspekte der Befindlichkeiten zu erfassen. Dabei waren die Ost-West-Unterschiede jedoch nur Nebenprodukt, denn das Hauptinteresse unserer Befragungen liegt in der Erprobung von psychodiagnostischen Testinstrumenten. Um hier korrekte Ergebnisse zu erhalten, sind Kontrollen von Einflußvariablen wie Geschlecht, Alter, Wohnort und Bildungsgrad notwendig. Dabei stellte sich immer wieder heraus, daß die Ost-West-Unterschiede die anderen Einflüsse in vielen Bereichen übertreffen, weswegen sie der gesellschaftlichen Berücksichtigung bedürfen. So konnten wir noch Ende 1994 in einer bevölkerungsrepräsentativen Befragung ermitteln, daß sich Ostdeutsche häufiger Selbstvorwürfe machen und mit der eigenen Wesensart weniger zufrieden sind als Westdeutsche. Gleichzeitig wurde vom „weicheren“ Ostdeutschen berichtet, der sich im Vergleich zum „härteren“ Westdeutschen beispielsweise grüblerischer und bedrückter erlebt. Die Werte des „sozial offeneren Ostdeutschen“ – mehr Nähe zu anderen Menschen, bessere Erinnerungen an die Herkunftsfamilie, höhere Zufriedenheit mit den sozialen Lebensbedingungen – hatten damals offensichtlich noch keinen ausreichenden Einfluß auf das Selbstwelterleben<sup>9</sup>. In einer zweiten Erhebung hatten wir nach sozialen Befindlichkeiten gefragt<sup>10</sup>. Hier zeigte sich in Übereinstimmung mit der ersten Untersuchung ein größeres Ausmaß von zwischenmenschlicher Unterstützung im Osten.

7 T. Dürr (Anm. 2).

8 Vgl. Gunnar Winkler, *Leben in Ostdeutschland*, in: ders. (Hrsg.), *Daten und Fakten zur sozialen Lage in den neuen Bundesländern*, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum, Berlin-Brandenburg 1995, S. 13–47; ders., *Zur sozialen Situation und deren subjektiven Reflexionen in den neuen Bundesländern*, in: *Sozialreport*, (1996) Sonderheft 1 + 2.

9 Vgl. E. Brähler/H.-E. Richter (Anm. 1).

10 Vgl. Elmar Brähler/Michael Geyer/Aike Hessel/Yvonne Richter, *Soziale Befindlichkeiten in Ost und West*, in: *Psychosozial*, (1996) 64, S. 111–118.

Bei der Bewertung sozialer Beziehungen erlebten sich die Ostdeutschen warmherziger, liebevoller und interessierter als die Westdeutschen. Dennoch ließ sich in der damaligen Untersuchung eine Trendwende ausmachen: Es zeigte sich, daß sich die Ostdeutschen nun auch selbständiger, entschiedener und sicherer fühlten als die Westdeutschen. Dieses neue Selbstbewußtsein wurde im Laufe des Jahres 1996 dann auch durch die Ergebnisse anderer Untersuchungen bestätigt<sup>11</sup>.

Im Folgenden wollen wir über eine neue Untersuchung vom November 1996 berichten, in der es unter anderem um Stimmungslagen und das Verhältnis zum eigenen Körper geht.

---

## II. Die Untersuchung

---

Im November 1996 wurden 1 034 Ostdeutsche und 1 013 Westdeutsche im Alter von 14 bis 92 Jahren vergleichend befragt. Die Erhebung wurde im Auftrag der Universität Leipzig vom Meinungsforschungsinstitut USUMA (Unabhängiger Service für Umfragen, Methoden und Analysen) durchgeführt. Die Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Untersuchungspopulation.

Beim Vergleich der soziodemographischen Daten sind folgende Unterschiede zwischen den Teilstichproben aus Ost und West auffallend:

1. Beim Schulabschluß zeigt sich das höhere Ausbildungsniveau der Ostdeutschen, die viel häufiger als die Westdeutschen eine mindestens zehnjährige Schulausbildung absolviert haben. Aus den Angaben zum Schulabschluß (Polytechnische Oberschule) wird auch deutlich, daß unter den westdeutschen Befragten Personen sind, die ursprünglich aus der DDR kommen. Absolut fällt dieser Prozentsatz nicht sehr stark ins Gewicht. Er dürfte weit unter 10 Prozent liegen.
2. Bei der Berufstätigkeit fällt auf, daß es im Westen prozentual etwa siebenmal mehr Hausfrauen gibt als im Osten. Arbeitslose Frauen bezeichnen sich im Westen offensichtlich vielfach als Hausfrauen, im Osten als Arbeitslose. Auffällig ist auch der sehr hohe Prozentsatz der Personen im Renten- und Vorruhestand im Osten (33,5 Prozent gegenüber 24,6 Prozent). Inzwischen sind dort sehr viel weniger Menschen berufstätig als im Westen (39,1 Prozent gegenüber 48,2 Prozent). Dies bedeutet, daß es

---

11 Vgl. Manuela Thieme/Christoph Seils, *Mut zur Distanz*, in: *Wochenpost* vom 2. Oktober 1996, S. 4–7.



**Tabelle 1: Soziodemographische Merkmale der Untersuchungspopulation**  
(Bei den Zahlen in Klammern handelt es sich um Prozentangaben)

		<b>Gesamtgruppe n = 2 047</b>	<b>Ostdeutsche n = 1 034</b>	<b>Westdeutsche n = 1 013</b>
Alter	Mittelwert	47,4	47,3	47,5
	Streuung	17,9	17,6	18,3
	Spanne	14–95	14–91	14–95
Altersgruppen	14 bis 25 Jahre	250 (12,2)	130 (12,6)	120 (11,8)
	26 bis 35 Jahre	378 (18,5)	181 (17,5)	197 (19,4)
	36 bis 45 Jahre	360 (17,6)	180 (17,4)	180 (17,8)
	46 bis 55 Jahre	295 (14,4)	153 (14,8)	142 (14,0)
	56 bis 65 Jahre	396 (19,3)	210 (20,3)	186 (18,4)
	66 bis 75 Jahre	261 (12,8)	138 (13,3)	123 (12,1)
	älter als 75 Jahre	107 (5,2)	42 (4,1)	65 (6,4)
Geschlecht	männlich	933 (45,6)	447 (43,2)	486 (48,0)
	weiblich	1 114 (54,4)	565 (56,8)	527 (52,0)
Partner	ja	1 265 (61,8)	661 (63,9)	604 (59,6)
	nein	782 (38,2)	373 (36,1)	409 (40,4)
Schulabschluß	ohne Abschluß	77 (3,8)	30 (2,9)	47 (4,6)
	Hauptschule/8. Klasse	917 (44,8)	355 (34,3)	562 (55,5)
	mittlere Reife/Realschule	291 (14,2)	65 (6,3)	226 (22,3)
	POS/10. Klasse	363 (17,7)	350 (33,8)	13 (1,3)
	Fachschule	88 (4,3)	67 (6,5)	21 (2,1)
	Abitur/o. abgeschl. Studium	147 (7,2)	64 (6,2)	83 (8,2)
	abges. Hoch-/FH-Studium	164 (8,0)	103 (10,0)	61 (6,0)
Beruf	noch nie berufstätig	46 (2,6)	4 (0,4)	42 (4,7)
	Arbeiter	687 (38,2)	393 (43,3)	294 (33,0)
	Landwirte	9 (0,5)	1 (0,1)	8 (0,9)
	freie Berufe	31 (1,7)	16 (1,8)	15 (1,7)
	Selbständige	88 (4,9)	41 (4,5)	47 (5,3)
	Angestellte	875 (48,7)	439 (48,4)	436 (48,9)
	Beamte	62 (3,4)	13 (1,4)	49 (5,5)
Berufstätigkeit	Vollzeit mit > 35h/Woche	740 (36,2)	345 (33,4)	395 (39,0)
	Teilzeit mit 15–35h/Woche	133 (6,5)	52 (5,0)	81 (8,0)
	Teilzeit mit < 15h/Woche	19 (0,9)	7 (0,7)	12 (1,2)
	Wehr-/Zivildienst oder Muttersch.-Erziehungsurl.	20 (1,0)	16 (1,5)	4 (0,4)
	arbeitslos/o-Kurzarbeit	199 (9,7)	164 (15,9)	35 (3,5)
	Rentner/Vorruhestand	595 (29,1)	346 (33,5)	249 (24,6)
	nicht berufstätig/Hausfrau	178 (8,7)	22 (2,1)	156 (15,4)
	in Berufsausbildung	47 (2,3)	35 (3,4)	12 (1,2)
	in Schulausbildung	116 (5,7)	47 (4,5)	69 (6,8)
	Haushalts- einkommen	weniger als 1 500 DM/Monat	197 (10,1)	143 (14,8)
1 500 bis 2 500 DM/Monat		540 (27,7)	278 (28,7)	262 (26,6)
2 500 bis 4 000 DM/Monat		729 (37,3)	375 (38,8)	354 (35,9)
4 000 DM/Monat und mehr		486 (24,9)	171 (17,7)	315 (32,0)

POS = Polytechnische Oberschule

Quelle: Eigene Untersuchung der Autoren.

in den neuen Ländern eine relevante verdeckte Arbeitslosigkeit gibt. Das Haushaltseinkommen ist erwartungsgemäß im Osten viel niedriger als im Westen.

Den Untersuchungspersonen wurde unter anderem der Leipziger Stimmungsfragebogen und der Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers vorgelegt<sup>12</sup>. Der Leipziger Stimmungsfragebogen ist von uns in Anlehnung an Peter Becker<sup>13</sup> und Karl-Gerhard Hecheltjen/Frank Mertesdorf<sup>14</sup> neu entwickelt worden. Er enthält 50 Adjektive, die unterschiedliche Gefühlszustände beschreiben (z. B. glücklich, aggressiv, froh). Die Bewertung des Zutreffens erfolgt fünfstufig zwischen „überhaupt nicht“ und „sehr“. Der Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers von Bernhard Strauß und Hertha Richter-Appelt umfaßt 52 Items – Elemente eines Fragebogens oder einer Skala –, die folgende Bereiche abdecken: „Körperliche Attraktivität und Selbstvertrauen“, „Akzentuierung des körperlichen Erscheinungsbildes“, „Unsicherheiten und Besorgnisse im Zusammenhang mit dem Äußeren“ und „Körperliche Reaktionen und körperlich-sexuelles Mißempfinden“. Der Fragebogen wird häufig im klinischen/psychosomatischen Bereich sowie bei sexualwissenschaftlichen Fragestellungen eingesetzt und kann von Jugendlichen und Erwachsenen gleichermaßen beantwortet werden. Dabei wird ein dichotomes Antwortmodell („stimmt“ oder „stimmt nicht“) verwendet<sup>15</sup>.

Es wurden Berechnungen unter gleichzeitiger Berücksichtigung von Geschlecht, Alter und Wohnsitz (Ost/West) durchgeführt.

---

### III. Psychische Befindlichkeiten in Ost und West

---

Die psychische Befindlichkeit wurde mittels des Leipziger Stimmungsfragebogens erfaßt. Wie aus Abbildung 1 hervorgeht, lassen sich bezüglich des emotionalen Befindens nach wie vor wesentliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen ermitteln. Für Ostdeutsche können dabei fünf cha-

12 Vgl. Bernhard Strauß/Hertha Richter-Appelt, Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers (FBek), Göttingen 1996.

13 Vgl. Peter Becker, Skalen für Verlaufsstudien der emotionalen Befindlichkeit, in: Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, (1988) 35, S. 345–369.

14 Vgl. Karl-Gerhard Hecheltjen/Frank Mertesdorf, Entwicklung eines mehrdimensionalen Stimmungsfragebogens, in: Gruppendynamik, (1973) 40, S. 110–122.

15 Vgl. B. Strauß/H. Richter-Appelt (Anm. 12).

rakteristische Selbstzuschreibungen formuliert werden:

– „Der soziale Ostdeutsche“:

Ostdeutsche gehen stärker als Westdeutsche auf andere Menschen ein und verhalten sich sozial unterstützender.

– „Der gefühlsstarke Ostdeutsche“:

Ostdeutsche beschreiben im gefühlsmäßigen Erleben eine stärkere Schwingungsfähigkeit zwischen den Polen „Glücklichsein“ und „Sorgenvollsein“.

– „Der fleißige Ostdeutsche“:

Ostdeutsche schildern sich fleißiger und arbeitssamer.

– „Der friedfertige Ostdeutsche“:

Ostdeutsche beschreiben sich weniger aggressiv.

– „Der engagierte Ostdeutsche“:

Ostdeutsche erleben sich engagierter und interessierter.

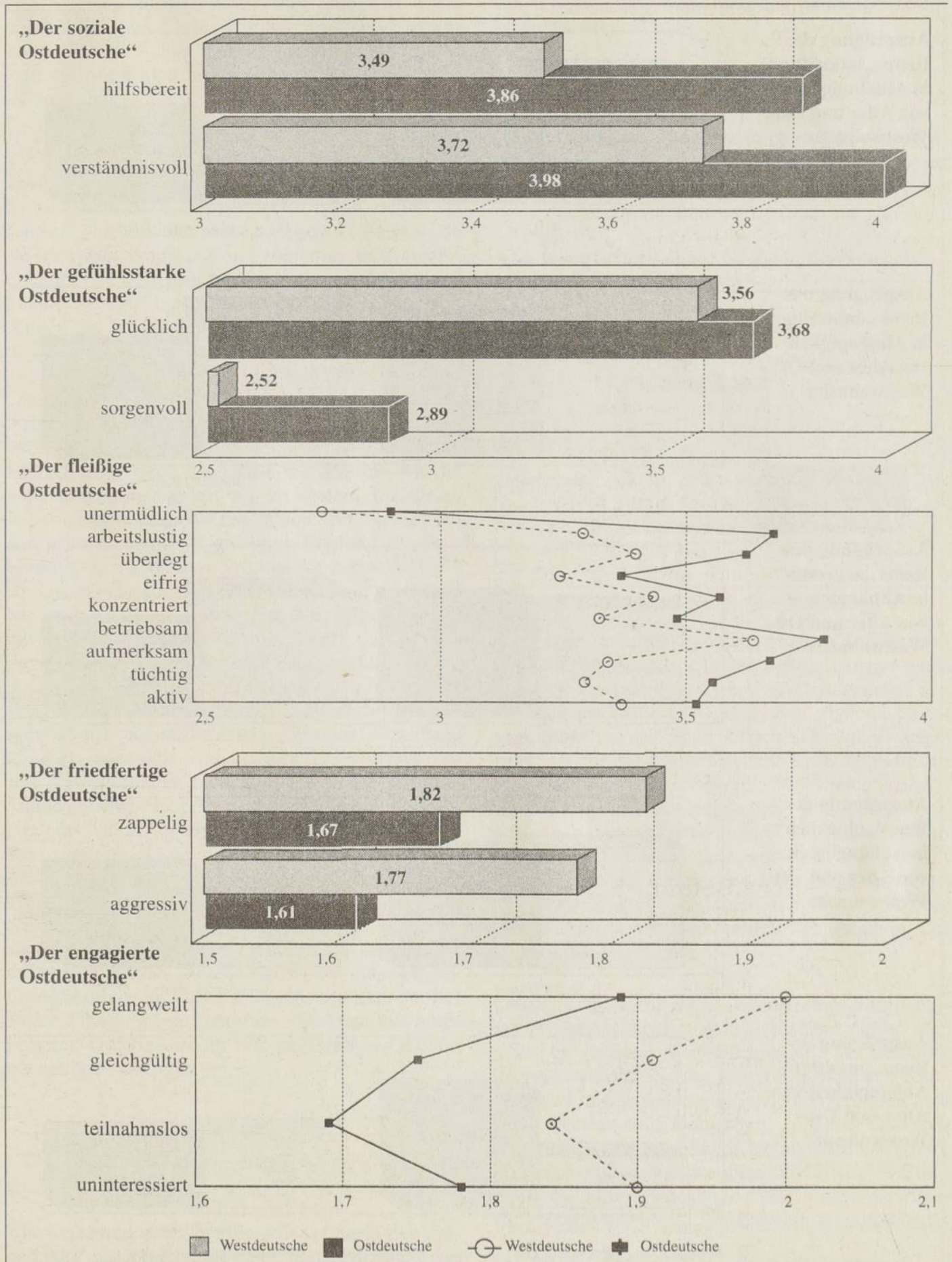
Die genannten ostdeutschen Selbstzuschreibungen mit Betonung von Mitmenschlichkeit, Fleiß, Friedfertigkeit, Interessiertheit und gefühlsmäßiger Beweglichkeit lassen sich als Ausprägung verinnerlichter bürgerlicher Werte und Normen interpretieren, die für die Westdeutschen offenbar nicht mehr so bedeutsam sind. Michael Geyer spricht in diesem Zusammenhang von einem „zivilisatorischen Vorsprung“ der Westdeutschen, der sie gesetzmäßig in Richtung einer „spätkapitalistischen Erlebnisgesellschaft“ führt, in der – im Kontrast zum materiellen Wohlstand – Mangelerscheinungen wie Leidenschaftslosigkeit, Freudlosigkeit, diffuse Ängste und Überlastungsgefühle zu beobachten sind<sup>16</sup>.

Nimmt man eine altersmäßige Aufteilung der Stichprobe vor, so fällt besonders die Gruppe der unter 25jährigen auf. Hier finden sich bei zahlreichen erfragten Gefühlszuständen gravierende Ost-/Westunterschiede, die den o. g. Angaben zur Gesamtstichprobe entgegengesetzt sind. Abbildung 2 zeigt einige ausgewählte Items bzw. Merkmale, die diese Unterschiede deutlich machen.

Demnach spüren ostdeutsche Jugendliche weniger Tatkraft und mehr Apathie und Teilnahmslosigkeit sowie Aggressivität als die gleichaltrigen Westdeutschen. Bei den über 25jährigen sind die Verhältnisse genau umgekehrt. Hier sind es die Ostdeutschen, die sich tatkräftiger, beteiligter und weniger aggressiv erleben. Bei den Items, die Gefühle der Freude und des Glücklichseins erfassen (Beispiel-Item „glücklich“) findet sich zwar kein signifikanter Unterschied zwischen den ost- und westdeutschen Jugendlichen, doch hebt sich der bei den Älteren vorhandene „Glücksvor-

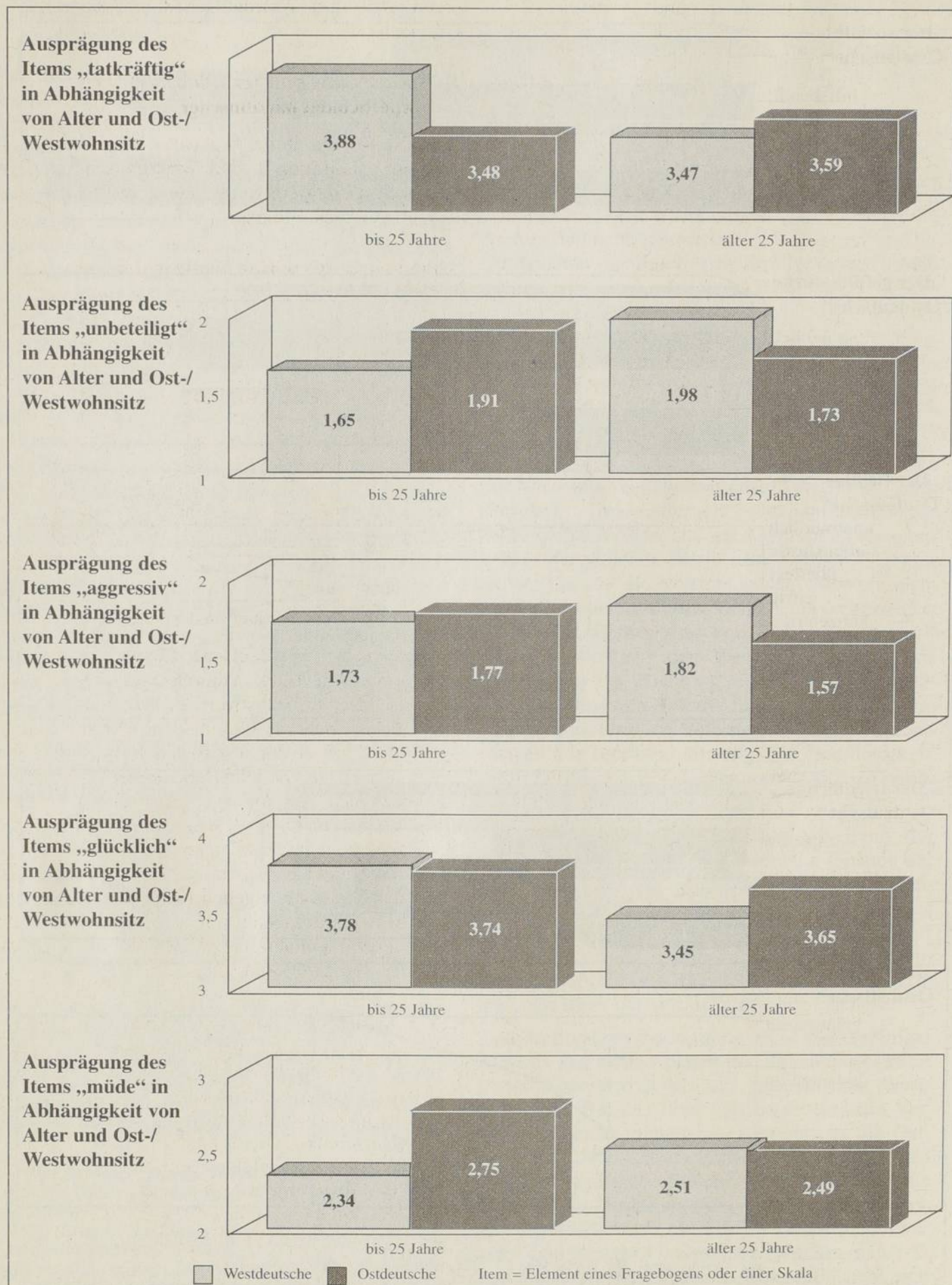
16 M. Geyer (Anm. 4).

Abbildung 1: Charakteristische Selbstzuschreibungen Ostdeutscher im November 1996  
(Skalenmittelwerte)



Quelle: Eigene Untersuchungen der Autoren.

Abbildung 2: Unterschiede in den Gefühlszuständen Ostdeutscher und Westdeutscher im November 1996 (Skalenmittelwerte)



Quelle: Eigene Untersuchung der Autoren.

sprung“ der Ostdeutschen bei den Jugendlichen auf. Des weiteren fühlen sich die ostdeutschen Jugendlichen stärker müde und erschöpft (Beispiel-Item „müde“). Im Vergleich zu den gleichaltrigen Westdeutschen bildet sich damit ein bedeutender Unterschied ab, der bei den Älteren nicht nachweisbar ist.

In ihrer Gesamtheit verdeutlichen diese Differenzen die immense Belastung ostdeutscher Jugendlicher, die seit der Wende mit Anforderungen und Konfliktbereichen konfrontiert werden, denen sie teilweise hilflos und irritiert gegenüberstehen, da sie im Umgang mit diesen Problemen kein ausreichendes Bewältigungsrepertoire zur Verfügung haben. So sind beispielsweise in Anbetracht von Fragen der beruflichen Findung (z. B. Lehrstellenmangel, Arbeitslosigkeit) nach der Wende ganz andere Strategien gefragt, als sie in der berufs- und arbeitsversorgenden DDR mit einem ständigen Arbeitskräftedefizit erforderlich waren. Auch Themen der Identitätsfindung als Mann, Frau, Erwachsener oder Elternteil wurden im Westen ganz anders behandelt als im Osten. Im Osten bekam man beispielsweise schon mit Anfang 20 das erste Kind (ab 25 galt eine Frau als „Spätgebärende“), im Westen zirka sechs Jahre später<sup>17</sup>. Im Osten erfolgte eine Orientierung auf die Familie, im Westen auf Karriere und Erfolg. Während die westdeutschen Eltern selbst durch die „Schule der westlichen Welt“ gegangen sind und ihren Kindern entsprechende Bewältigungsformen im Umgang mit den spezifischen Anforderungen der Adoleszenz innerhalb dieses Systems vermitteln konnten, waren die ostdeutschen Eltern bisher diesen Anforderungen nicht ausgesetzt. Sie konnten folglich auch keine entsprechenden Handlungsmuster entwickeln, an denen sich die Kinder jetzt hätten orientieren können. Hinzu kommt sicher auch, daß die Eltern und Lehrer selbst infolge der Wende noch stark verunsichert waren und ihre Kraft in die Bewältigung ihrer eigenen Sinnkrise stecken mußten. Daraus resultiert bei einem Teil der ostdeutschen Jugendlichen ein Mangel an Orientierungs- und Identifikationsmustern, der zur Verunsicherung und Irritation führt und mit einer höheren Gefahr sozialer und psychischer Dekompensationen korreliert.

#### IV. Körpererleben in Ost und West

Zur Erfassung des Körpererlebens wurde der Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers von

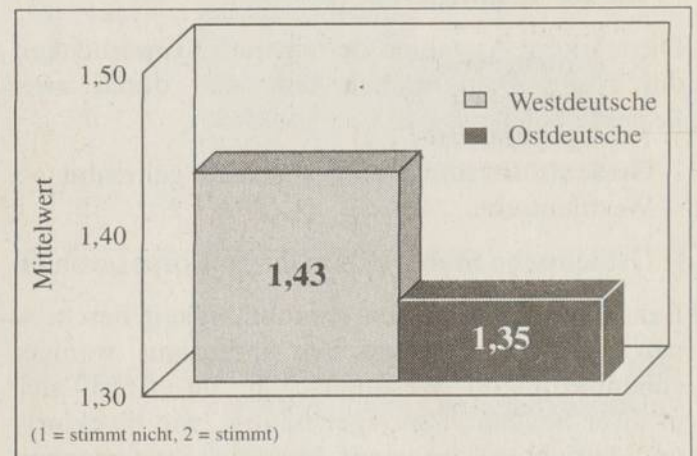
17 Vgl. E. Brähler/M. Geyer/A. Hessel/Y. Richter (Anm. 10).

Strauß und Richter-Appelt eingesetzt<sup>18</sup>. In zwei Bereichen des Körpererlebens zeigen sich zwischen Ost- und Westdeutschen hochsignifikante Unterschiede.

#### 1. Westdeutsche sind bezüglich ihrer Körperlichkeit narzißtischer

Eine Reihe von Items bestätigen diese Aussage. So zeigt Abbildung 3, daß Westdeutsche stärker als Ostdeutsche dem Item „Ich schaue häufiger in den Spiegel“ zustimmen.

Abbildung 3: Ich schaue häufig in den Spiegel



Quelle: Eigene Untersuchungen der Autoren.

Demnach sind Westdeutsche stärker auf Bestätigung von außen (Blick in den Spiegel) angewiesen, um den eigenen Selbstwert zu stabilisieren. Ein verlässliches, sicheres Gefühl dem eigenen Selbst gegenüber ist bei ihnen jedoch schwächer ausgeprägt als bei den Ostdeutschen. Tatsächlich finden sich bezüglich der Aussage „Auf meine Körpersignale kann ich mich verlassen“ deutliche Unterschiede in den Einschätzungen Ost- und Westdeutscher. Westdeutsche können sich weniger als Ostdeutsche auf die eigenen Körpersignale verlassen. Diese Differenzen lassen sich mit unterschiedlichen Ausprägungen narzißtischer Züge in Ost und West interpretieren.

Diese Tendenz zur Beschreibung eines vergleichsweise narzißtischeren Westdeutschen findet sich auch in anderen Untersuchungen. So berichtet Horst-Eberhard Richter in seiner Studie zu Selbstportraits und psychologischen Unterschieden zwischen Russen und Deutschen: „... und da scheinen die Russen zweifellos gemüthafter, wärmer, ausdrucksfähiger und weniger narzißtisch“<sup>19</sup>. Brähler und Richter ermittelten 1989 in einer bevölkerungsrepräsentativen Untersuchung mittels des

18 Vgl. B. Strauß/H. Richter-Appelt (Anm. 12).

19 Horst-Eberhard Richter, Russen und Deutsche. Alte Feindbilder weichen neuen Hoffnungen, Düsseldorf – Wien 1993.

Gießen-Tests zu Selbst- und Fremdbildern für die Befragten der alten Bundesländer einen Trend hin zu mehr „egoistischer Unbekümmertheit“. Die Autoren charakterisierten das von egozentrischen Zügen geprägte Selbstbild als „modernen Narzißmus“. Sie beobachteten ein Streben nach Selbstbehauptung und Selbstverwirklichung, verbunden mit einem Rückgang an sozialer Anteilnahme<sup>20</sup>. Die vorliegende Studie spiegelt für den westlichen Teil Deutschlands die Fortsetzung dieses Trends wider.

## 2. Ostdeutsche sind mit ihrem eigenen Körper stärker identifiziert

Die stärkere Annahme der eigenen Körperlichkeit durch die Ostdeutschen läßt sich durch zwei Aspekte belegen:

- Ostdeutsche sind weniger sexuell gehemmt als Westdeutsche.
- Ostdeutsche fühlen sich in ihrem Körper wohler.

Bezüglich der sexuellen Genußfähigkeit beschreiben sich die Ostdeutschen insgesamt weniger gehemmt als die Westdeutschen. Sie erleben sich in ihrer Sexualität weniger häufig „wie blockiert“ und berichten von einer höheren Zufriedenheit mit dem sexuellen Empfinden (vgl. Abbildung 4).

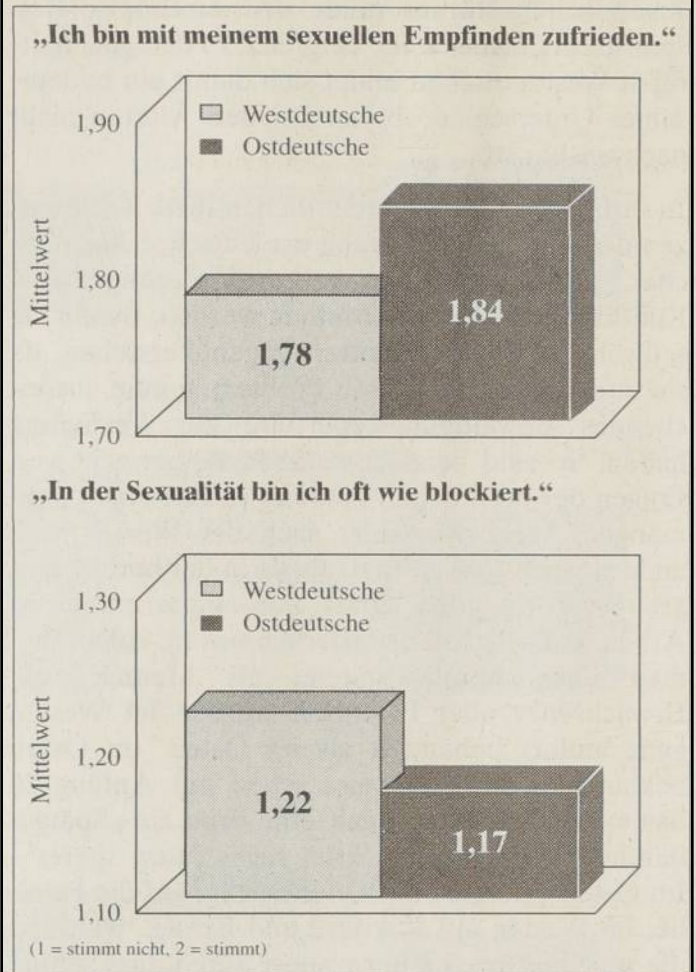
Diese Differenzen lassen sich am ehesten mit der stärkeren gefühlsmäßigen Kontrolle und der höheren Leistungsorientierung der Westdeutschen erklären. Sexuelle Impulse sind – wie Gefühle überhaupt – stärker beherrscht und ein hoher Anspruch an die eigene (sexuelle) Leistungsfähigkeit und Attraktivität wirkt einer erfüllten Sexualität eher entgegen. Unter diesen Bedingungen entstand im Westen ein stärker repressiver und aufgesetzter Umgang mit Sexualität, während sich im Osten ein gelöstes Sexualverhalten entwickelte, das teilweise sogar politische Positionen „unterwandern“ konnte. So zeigt der Film „Paul und Paula“ „... zur genüßlichen Befriedigung vieler Zuschauer einen staats- und parteitreuen Ehemann, der sich unter Vortäuschung einer Kampfgruppenübung mit voller Kriegsausrüstung aus der ehelichen Neubauwohnung schleicht, um in eben dieser lächerlichen Montur ins romantisch kerzenbeschiedene Bett seiner Geliebten zu fallen“<sup>21</sup>.

Das bei Ostdeutschen stärker als bei Westdeutschen ausgeprägte Empfinden, sich im eigenen

20 Vgl. Elmar Brähler/Horst-Eberhard Richter, Mehr Action, weniger sozial. Wie sich die Deutschen verändert haben, in: Der Spiegel, Nr. 44 vom 30. Oktober 1989, S. 292 ff.

21 Autorenkollektiv (Ltg. Conrad Lay/Christoph Potting), Bundeszentrale für politische Bildung, Gemeinsam sind wir unterschiedlich. Deutsch-deutsche Annäherung, Arbeits-hilfen für die politische Bildung, Bonn 1995.

**Abbildung 4: Zufriedenheit Ost- und Westdeutscher mit dem sexuellen Empfinden**



Quelle: Eigene Untersuchung der Autoren.

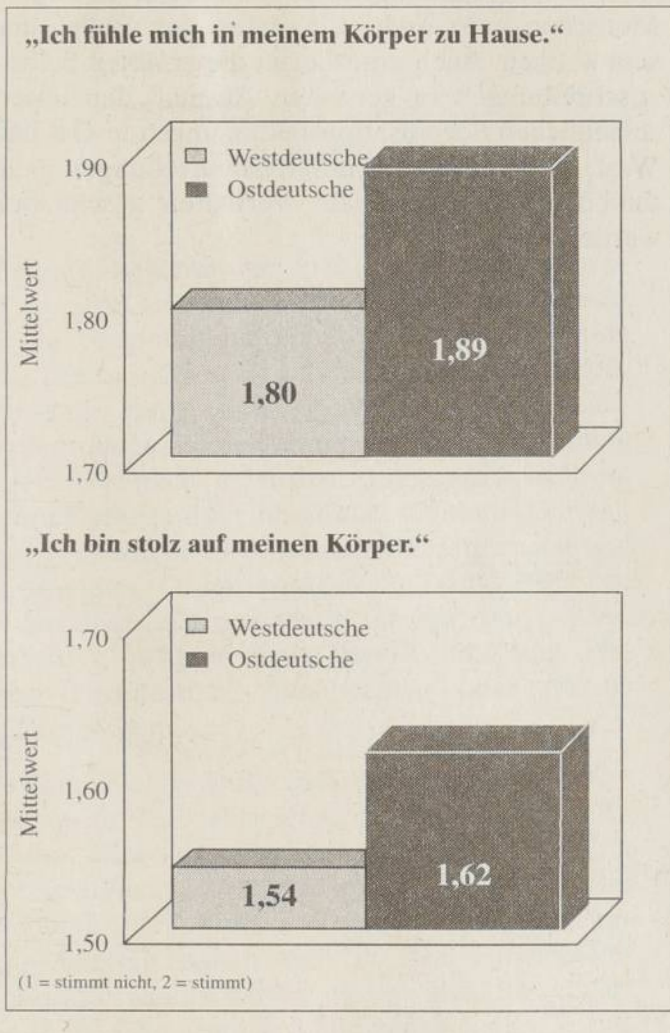
Körper wohlzufühlen, läßt sich durch eine Reihe von Aussagen belegen. So fühlen sich Ostdeutsche stärker als Westdeutsche in ihrem Körper zu Hause. Auch die höhere Beurteilung der Zufriedenheit mit dem eigenen Körper und der Stolz auf den eigenen Körper unterstreicht diese Beobachtung (vgl. Abbildung 5).

Ostdeutsche zeigen damit mehr körperliches Selbstvertrauen und weniger Unsicherheiten und Besorgnisse im Zusammenhang mit ihrem Äußeren. Auch die Vorstellung, andere sähen sie nackt, bereitet den Ostlern weniger Unbehagen als den Westlern (vgl. Abbildung 6).

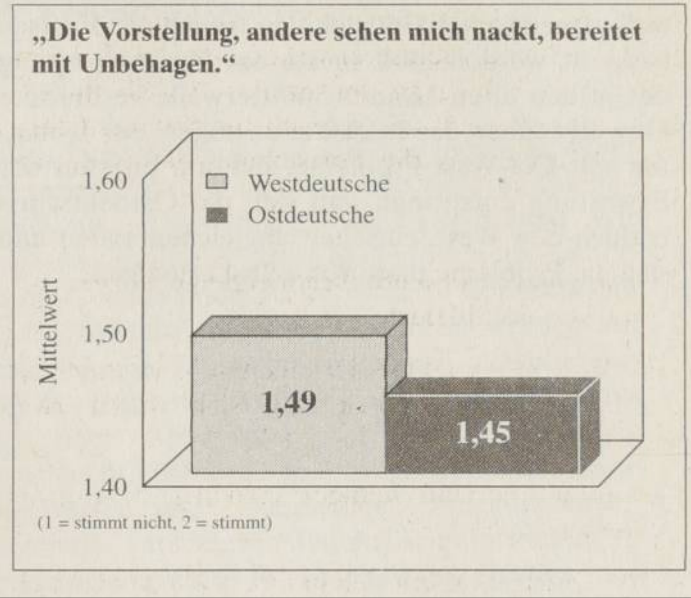
Ausdruck dafür mag auch die FKK-Bewegung sein, die sich im Laufe der DDR-Geschichte entwickelt hatte. Kurt Dressen schreibt in der Geschichte des Naturismus im Osten: „Es war einmal ein ach so verklemmter DDR-Staat. Da gab es eine Freiheit – FKK! Die ganze Küste lang. Nicht offiziell, nicht organisiert, aber überall geduldet...“<sup>22</sup> Des weiteren nehmen sich Ostdeutsche mehr Zeit für die Körperpflege und verbinden den

22 Kurt Dressen, Geschichte des Naturismus, in: Internationale Naturistenföderation, Baunatal 1996, S. 256 f.

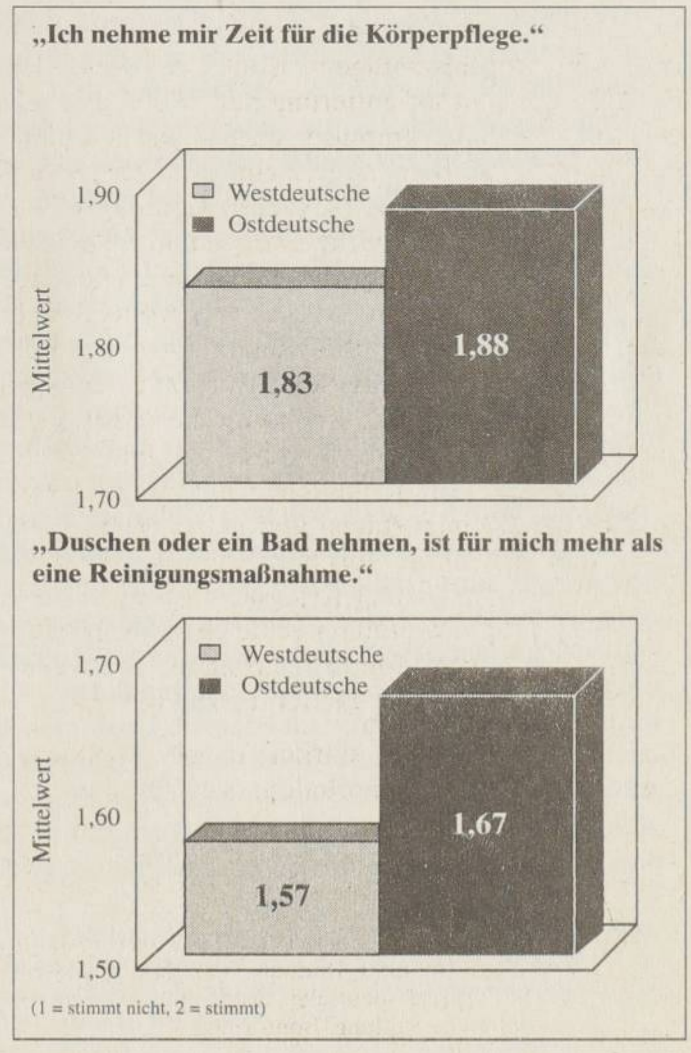
**Abbildung 5: Beurteilung der Zufriedenheit mit und des Stolzes auf den eigenen Körper durch Ost- und Westdeutsche**



**Abbildung 6: Beurteilung des körperlichen Selbstvertrauens durch Ost- und Westdeutsche**



**Abbildung 7: Beurteilung der Bedeutung der Körperpflege durch Ost- und Westdeutsche**



Akt der Körperreinigung auch stärker mit Aspekten des Genusses (vgl. Abbildung 7).

Insgesamt verdeutlichen diese Unterschiede die höhere Zufriedenheit der Ostdeutschen mit ihrem Körper. Die Körperlichkeit wird lust- und genußvoller erlebt und unterliegt offenbar weniger Aspekten der Konkurrenz und Leistung.

#### IV. Ausblick

Wir befinden uns nach wie vor in einer Phase großer gesellschaftlicher Veränderungen und auch im siebten Nachwendejahr lassen sich deutlich psychische Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen konstatieren. Mit der Erfassung solcher Differenzen sollten dabei keineswegs die Gräben zwischen Ost und West vertieft oder neue Polarisierungen geschaffen werden. Eine solche Gefahr

besteht unseres Erachtens eher, wenn solche Verschiedenheiten verleugnet werden oder ein unreflektiertes Verharren auf der eigenen Position erfolgt, denn es ist gerade die Wahrnehmung des anderen, die den Weg zu wirklicher Annäherung und gemeinsamer Entwicklung freimacht. Kritisch benannt werden muß in diesem Zusammenhang der in den alten Ländern mittlerweile verbreitete Unwillen über das Nichtendenwollen der Debatten um Ost-West-Probleme, der am ehesten der Erwartung entspringt, daß sich die Ostdeutschen endlich den Westdeutschen angleichen sollen und sich die Probleme dann von selbst erledigen.

Anzumerken bleibt, daß die erfaßten psychischen Phänomene Momentaufnahmen darstellen, da sie auch noch anderen Einflußfaktoren unterliegen und sich weiter verändern und entwickeln werden. Die vorgestellten Ergebnisse beziehen sich auf statistische Berechnungen, so daß beim einzelnen Menschen ganz andere Aspekte von Bedeutung sein können. Auch unterliegen die erfaßten Selbstzuschreibungen in gewissem Ausmaß den unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen in Ost und West, so daß aus diesen Selbstbeurteilungen nicht unbedingt auf das reale Verhalten geschlossen werden kann.



# Lebensstil, soziale Schicht und Lebensqualität in West- und Ostdeutschland

---

## I: Einleitung

---

Lebensstilkonzepte sind dazu geeignet, Großgruppen in der Gesellschaft abzubilden, wobei nicht auf die ökonomische Sphäre Bezug genommen wird, wie bei Klassen- und Schichtmodellen, sondern auf gemeinsame Verhaltensweisen oder Werthaltungen. Diese Art der sozialen Zuordnung ist lebensweltlich erfahrbar. Lebensstile sind in diesem Kontext als symbolische, sichtbare Darstellung von sozialer Lage, sozialen Erfahrungen und individuellen Orientierungen zu verstehen. Sie werden hier aus sozialstruktureller Perspektive betrachtet, nicht im Sinne von Trendsetting oder neuen Jugendstilen, Wohlstands- oder Mittelschichtphänomen.

Die zunehmende Differenzierung der Gesellschaft wird in der sozialwissenschaftlichen Diskussion mit der These der Pluralisierung der Lebensstile zusammengefaßt. Arbeitsarten, Haushalts- und Familienformen, Freizeitaktivitäten oder Konsummöglichkeiten haben sich in den entwickelten Wohlstandsgesellschaften enorm ausdifferenziert. Die Individuen lösen sich aus traditionellen Sozialmilieus, die Schichtzugehörigkeit verliert ihre prägende Kraft, und Individualisierungstendenzen zeichnen sich ab. Es haben sich neue Möglichkeiten für die Menschen eröffnet – und damit zugleich auch neue Zwänge ergeben –, persönliche Akzente und Präferenzen bei Lebensformen, freizeitkulturellen Tätigkeiten und Hobbys zu setzen. Das hat Konsequenzen für die Lebensgestaltung und die Bewußtseinsformen der Menschen. Das Moment der bewußten Wahl, der Zuordnung und Abgrenzung, des Abwägens zwischen verschiedenen Lebensbereichen, die Auseinandersetzung mit alltäglichen Umgangs- und Stilisierungsweisen, die soziale Identität und Lebensplanung gewinnen an Bedeutung.

Spätestens mit der Wiedervereinigung, mit den gestiegenen finanziellen Belastungen, vor allem jedoch mit der Massenarbeitslosigkeit, sind klassische soziale Ungleichheiten wieder deutlicher zum Ausdruck gekommen. Das damit im Zusammenhang stehende Anwachsen von Armut in der Gesellschaft hat Zweifel daran aufkommen lassen,

ob das Lebensstilkonzept ein geeignetes Konzept der Sozialstrukturanalyse ist, die sich definitionsgemäß auf die gesamte Bevölkerung bezieht. Wir vertreten die These, daß Lebensstile auch weiterhin eine bedeutende Rolle spielen. Konflikte um soziale Teilhabe und Lebenschancen werden auf verschiedenen Ebenen ausgetragen, sowohl entlang der traditionellen Linie. Kapital – Arbeit als auch nach Merkmalen sozialer Zuschreibung (Geschlecht, Nationalität) sowie auf der Ebene von Werten und Lebensstilen<sup>1</sup>. Auseinandersetzungen der verschiedensten Art können zudem als Lebensstilkonflikte in Erscheinung treten und ihren eigentlichen Ursprung verdecken. Pierre Bourdieu hat beispielsweise nachhaltig auf die Bedeutung von Kultur und Geschmack für die Verfestigung und Legitimierung sozialer Ungleichheiten aufmerksam gemacht.

Die beiden Teile Deutschlands sind am 3. Oktober 1990 mit unterschiedlichen alltagskulturellen Voraussetzungen in die Vereinigung eingetreten. Bei der DDR handelte es sich um eine Gesellschaft, deren Entwicklungsniveau mit dem Westdeutschlands in den siebziger Jahren verglichen wird. Seit der Wende im Herbst 1989 haben sich in Ostdeutschland neue Möglichkeiten zur Individualisierung eröffnet: durch die allgemeine Anhebung des Lebensstandards, ein enorm erweitertes Waren- und Dienstleistungsangebot, Reisefreiheit und freien Medienzugang. Doch die Belastungen der Menschen sind ungleich höher als in Westdeutschland. Soziale und kulturelle Einrichtungen wurden geschlossen, die einen Teil der persönlichen Geschichte und sozialen Identität bildeten. Individuelle Qualifikationen wurden entwertet, es herrscht Massenarbeitslosigkeit, und die neuen Anforderungen in fast allen Lebensbereichen machen immer noch sehr hohe Anpassungsleistungen erforderlich. Wenngleich das niedrigere Niveau der Lebensbedingungen und die größeren Belastungen die Stilisierungschancen in Ostdeutschland derzeit noch einschränken, so ist doch die ostdeutsche Bevölkerung keine homogene Gruppe, sondern unterscheidet sich – ähnlich wie

1 Vgl. Michael Vester/Peter von Oertzen/Heiko Geiling/Thomas Herrmann/Dagmar Müller, Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Köln 1993.

die westdeutsche – nach Aktivitäten, Geschmack und Orientierungen, also nach Lebensstilaspekten. Es ist allerdings davon auszugehen, daß die unterschiedliche 40jährige Geschichte, das unterschiedliche Niveau des Lebensstandards und die unterschiedlichen Bedingungen zu verschiedenen Lebensstilausprägungen in beiden Landesteilen geführt haben.

Der vorliegende, empirisch orientierte Beitrag zu Lebensstilen in West- und Ostdeutschland beruht auf einer repräsentativen Lebensstilbefragung, die mittels eines Zusatzfragebogens im Rahmen des Wohlfahrtssurvey 1993 realisiert wurde. Es handelt sich beim Wohlfahrtssurvey um eine im Rahmen des DFG-Projektes „Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland“ geförderte repräsentative Bevölkerungsumfrage in West- und Ostdeutschland zu objektiven Lebensbedingungen und zum subjektiven Wohlbefinden<sup>2</sup>. Wohlfahrtssurveys wurden in der alten Bundesrepublik seit 1978 viermal durchgeführt. Diese Erhebungen bilden eine wesentliche Grundlage der deutschen Sozialberichterstattung, die zum Ziel hat, die Lebensqualität in der Bevölkerung zu messen und langfristig zu beobachten. Objektive Indikatoren messen den Lebensstandard (Einkommen, Wohnraum, Bildung oder Freizeitumfang), und subjektive Merkmale zielen auf Bewertungen, Hoffnungen und Sorgen, also auf das Wohlbefinden der Bevölkerung ab. Mit der deutschen Vereinigung hat sich in den Sozialwissenschaften ein neues Themenfeld etabliert: die Transformationsforschung und die Beobachtung der Lebensverhältnisse in beiden Teilen Deutschlands. Der Wohlfahrtssurvey eignet sich deshalb besonders gut zur Ermittlung deutsch-deutscher Gemeinsamkeiten und Unterschiede, weil in den Zusatzfragebogen zur Ermittlung von Lebensstilen solche Dimensionen einbezogen wurden, die in repräsentativen Umfragen häufig unterbelichtet bleiben: kulturelle Aspekte des Alltagslebens der Bevölkerung.

Der Schwerpunkt der Lebensstilforschung liegt auf dem Verhalten in den relativ frei gestaltbaren Lebensbereichen, also im Freizeitbereich, obwohl Lebensstile prinzipiell ein ganzheitliches Konzept darstellen, das auch das Arbeitsleben und Haushaltsformen mit einbezieht. Lebensstile zeichnen

2 Projektleiter sind Wolfgang Zapf und Roland Habich vom Wissenschaftszentrum Berlin und Heinz-Herbert Noll vom Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen in Mannheim (ZUMA). Zentrale Ergebnisse sind zu finden in: Wolfgang Zapf/Roland Habich (Hrsg.), Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland, Berlin 1996. Allen Mitgliedern der Abteilung Sozialstruktur und Sozialberichterstattung am Wissenschaftszentrum Berlin möchte ich für die Unterstützung bei der Durchführung der Lebensstilbefragung danken.

sich nach unserem theoretischen Verständnis in erster Linie durch ihren Aktivitätsgehalt aus: durch alltägliche, sichtbare Verhaltensweisen und expressive Stilisierung. Darüber hinaus sind übergeordnete Orientierungen von Bedeutung, um beurteilen zu können, nach welchen Prinzipien die Menschen ihr Leben organisieren. Dieser Ansatz geht auf Hans-Peter Müller zurück, der formuliert, daß Lebensstile auf der expressiven, interaktiven und evaluativen Ebene angesiedelt sind<sup>3</sup>. In unserer Repräsentativbefragung würde das interaktive Verhalten anhand von Freizeitaktivitäten und Mediennutzung erhoben. Die expressive Dimension umfaßt Fernsehinteressen, Musikgeschmack und Lektüregewohnheiten. Darüber hinaus ist nach dem Kleidungs- und Einrichtungsstil gefragt worden. Es handelt sich dabei um eine analytische Trennung von expressiven und interaktiven Lebensäußerungen; in der Praxis sind beide Dimensionen miteinander verwoben. Die evaluative Ebene schließt Lebensziele und die subjektive Wahrnehmung der Alltagsorganisation ein. Der Typenbildung lagen 119 Variablen zugrunde, von denen etwa die Hälfte auf die expressiven Verhaltensäußerungen entfiel. Demographische oder Schichtmerkmale sind nicht als aktive Variablen zur Bildung von Lebensstilgruppen herangezogen worden, um den Zusammenhang zwischen Stil und sozialer Lage untersuchen zu können.

Die Zusatzbefragung zu Lebensstilen wurde im Anschluß an die Hauptbefragung des Wohlfahrtssurveys durchgeführt. Aus erhebungstechnischen Gründen (Dauer und Kosten der Interviews) mußten ältere Personen aus der Lebensstilbefragung ausgeklammert werden, das heißt es wurden nur Personen im Alter von 18 bis zu 61 Jahren in die Untersuchung einbezogen. In Westdeutschland wurden mit dem Lebensstilfragebogen 1 564 und in Ostdeutschland 776 Personen befragt. In diesem Beitrag werden zentrale Ergebnisse der Lebensstilbefragung präsentiert<sup>4</sup>.

Zunächst werden in Kapitel II die ermittelten Lebensstilgruppen charakterisiert. Dabei wird auf Nähen und Distanzen zwischen den Lebensstilen in beiden Teilen Deutschlands eingegangen. Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschen sind für den Transformationsprozeß

3 Vgl. Hans-Peter Müller, Sozialstruktur und Lebensstile, Frankfurt am Main 1992.

4 Der theoretische Ansatz und die empirischen Ergebnisse sind detailliert dargestellt in Annette Spellerberg, Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland, Berlin 1996; sowie in Annette Spellerberg, Lebensstile im Wohlfahrtssurvey 1993. Dokumentation zum Konzept und zur Entwicklung des Fragebogens, hektographiertes Manuskript, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Berlin 1993.

von Bedeutung. Große Lebensstilunterschiede können auf Schwierigkeiten bei der Annäherung beider Teile Deutschlands verweisen.

Daran anschließend wird im dritten Kapitel das Verhältnis von Lebensstilen und klassischen Merkmalen sozialer Ungleichheit diskutiert, und zwar anhand des Zusammenhangs von Lebensstilen und den zwei zentralen Schichtungsmerkmalen berufliche Stellung und Bildung. Lebensstilkonzepte stellen eine Weiterentwicklung bisheriger Konzepte in der Sozialstrukturanalyse dar. An den sozioökonomisch orientierten Klassen- und Schichtkonzepten ist zu bemängeln, daß kulturelle Aspekte, individuelles Handeln und individuelle Bedeutungszurechnungen von sozialer Ungleichheit bislang kaum berücksichtigt werden, obwohl kulturelle Aspekte des Lebens an Bedeutung gewinnen und die Lebensentwürfe stark durch bewußte Entscheidungen geprägt sind. Da Lebensstilkonzepte materielle und kulturelle Aspekte der Lebensführung ebenso wie individuelle Handlungsweisen erfassen, sind diese Ansätze „lebensnäher“. Die bisherige Sozialstrukturanalyse kann damit verfeinert – nach Meinung einiger Autoren sogar ersetzt werden<sup>5</sup>. Hier wird die These vertreten, daß im großen und ganzen ungleiche Handlungsspielräume auch im Lebensstil ihre Wirkung hinterlassen. Das Herkunftsmilieu bildet dabei den Grundstock des „Habitus“ (Pierre Bourdieu<sup>6</sup>), der im Lebensverlauf eines Menschen gefestigt oder stark überformt werden kann. In diesem Beitrag wird analysiert, ob sich die soziale Schichtzugehörigkeit in den einzelnen Lebensstilen reflektiert. Sollte dies der Fall sein, würde das bedeuten, daß soziale Ungleichheiten „unsichtbarer“ geworden sind, indem sie in Lebensstilen als „freiwillig“ gewählt erscheinen.

Im vierten Kapitel werden Unterschiede in der Lebensqualität nach Lebensstilen skizziert. Auf diese Weise soll die Tragfähigkeit des Konzepts zur Erklärung von Unterschieden in der Bevölkerung deutlich werden. Unserem theoretischen Verständnis entsprechend, haben wir die unterschiedliche Lebensqualität in der Bevölkerung mit der sozialstrukturellen Lage und mit den objektiven Lebensbedingungen erklärt. Wir halten das Lebensstilkonzept in diesem Kontext für eine sinn-

volle Ergänzung, um Bewertungsmaßstäbe zu gewinnen und Unterschiede in der Lebensqualität zu ermitteln. Die These lautet, daß sich der Zusammenhang zwischen tatsächlich vorhandenen Ressourcen und wahrgenommener Lebensqualität gelockert hat. Es ist immer weniger von allgemein gültigen und standardisierten Wohlfahrtszielen auszugehen; das Erreichen eines hohen Wohlfahrtsniveaus beruht immer mehr auf Optionen, über die Personen verfügen, und auf Möglichkeiten, differenzierte Ziele und Ansprüche zu realisieren. Der Zusammenhang zwischen Lebensstilen und Lebensqualität ist bislang allerdings noch nicht systematisch untersucht worden.

---

## II. Lebensstile in West- und Ostdeutschland

---

In West- wie auch in Ostdeutschland wurden neun Lebensstilgruppen ermittelt. In Ostdeutschland überwiegen eher unauffällige Lebensstilgruppen. Zukunftsbezogene, phantasieorientierte und harmonisierende Inhalte haben beim Konsum von Kulturprodukten größere Bedeutung als im Westen. Postmaterielle Orientierungen, ausdifferenziertere Freizeitaktivitäten und „hochkulturelle“ Vorlieben sind im Westen verbreiteter. In Abbildung 1 werden zunächst die in Westdeutschland ermittelten Lebensstilgruppen dargestellt.

In Abbildung 1 sind die Lebensstile zum einen entlang eines Aktionsradius angeordnet, der von Zurückgezogenheit auf die Privatsphäre bis zu außerhäuslichen, öffentlichen Beschäftigungen reicht. Zum anderen sind sie – nach kulturellen Vorlieben bzw. Geschmacksmustern zusammengefaßt – drei Segmenten zugeordnet worden:

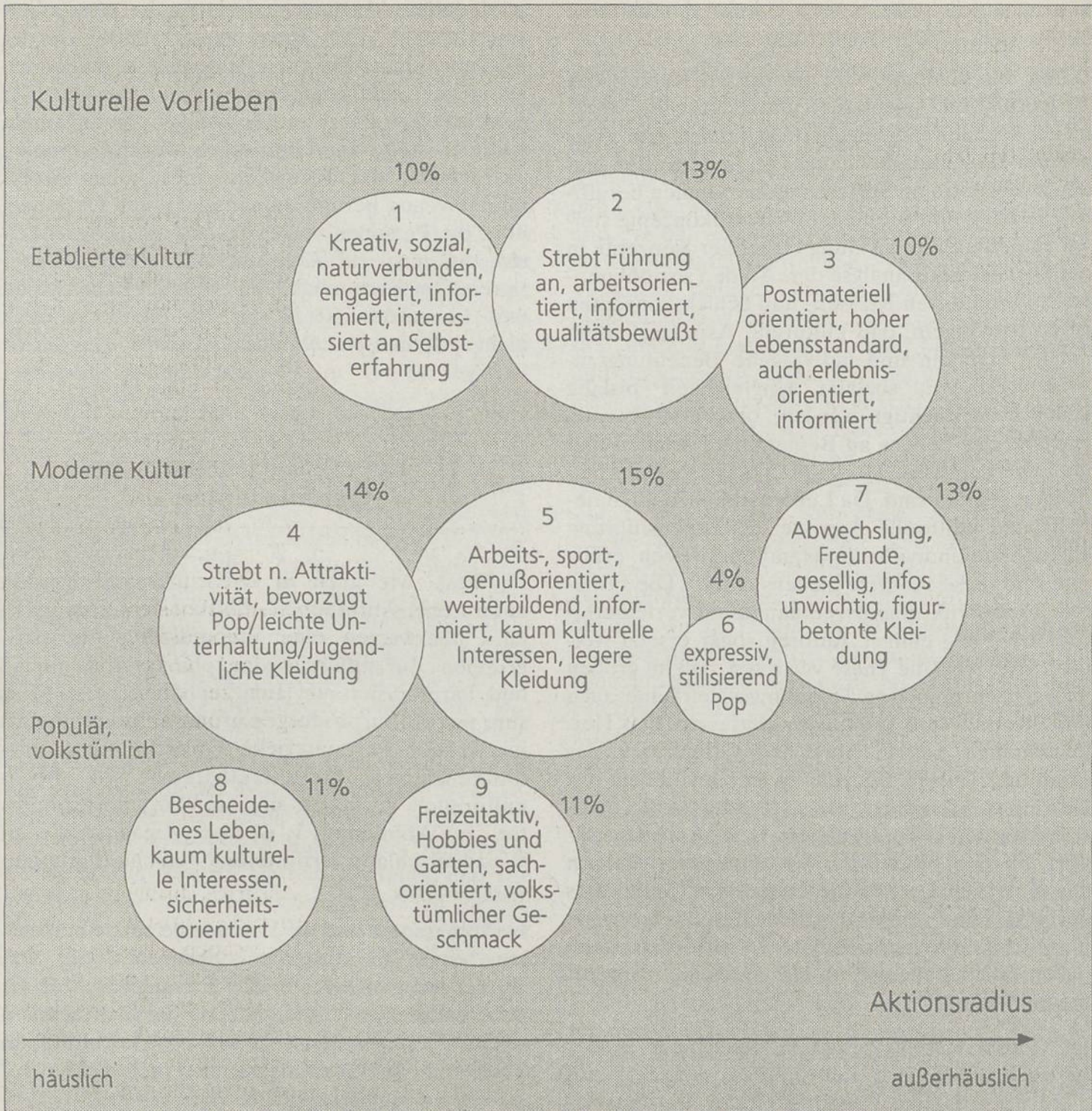
1. der *etablierten Kultur* (z. B. Theater- und Konzertbesuche, Interesse an klassischer Musik, Oper, literarischen Erzeugnissen oder Informationssendungen usw.);
2. der *modernen Kultur* (z. B. Rockmusik oder Heavy Metal, Science fiction, Action- oder Spielfilme, Krimis oder Comics) und
3. der *traditionellen Kultur* (z. B. Volks- und Blasmusik, Arzt- und Schicksalsromane, Heimatfilme, Unterhaltungsserien oder Shows im Fernsehen).

In Westdeutschland sind im ersten Segment drei hochkulturell interessierte Lebensstiltypen ermittelt worden; vier weitere Typen sind dem zweiten, dem modernen Kultursegment „Unterhaltung und

5 Vgl. Karl Heinz Hörning/Matthias Michailow, Lebensstil als Vergesellschaftungsform. Zum Wandel von Sozialstruktur und sozialer Integration, in: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.), Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, Göttingen 1990; Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt am Main 1992; Karl Heinz Hörning/Daniela Ahrens/Anette Gerhard, Die Autonomie des Lebensstils, in: Otto G. Schwenk (Hrsg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen 1996.

6 Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, Frankfurt am Main 1987.

Abbildung 1: Lebensstilgruppen in Westdeutschland (1993)



Quelle: Annette Spellerberg, Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland, Berlin 1996.

Abwechslung“ zuzuordnen und zwei Typen weisen traditionellere Orientierungen und Geschmacksmuster auf (drittes Segment). Zusammengefaßt läßt sich die Gesamtheit der neun gefundenen Lebensstiltypen jeweils wie folgt charakterisieren<sup>7</sup>:

*Segment etablierte Kultur:* Typ 1 zeigt ein starkes soziales Engagement, ein ausgeprägtes Interesse an etablierter Kultur und an Selbstverwirklichung. Das Familienleben steht im Vordergrund. Bei Typ 2 haben berufliches Engagement und Erfolg

zentrale Bedeutung. Diese Gruppe hat einen gehobenen Lebensstandard, lebt in Familienhaushalten und hat ein ausgeprägtes Informationsbedürfnis. Lebensstiltyp 3 repräsentiert einen kulturell interessierten, hedonistischen Typ mit hohem Aktivitätsgrad, hohem Lebensstandard und außerhäuslichen Freizeitbeschäftigungen.

Die dritte Gruppe des ersten Segments – die Gruppe der hedonistischen, vielseitig aktiven, gut Informierten – pflegt einen vergleichsweise neuen Lebensstil. Das Durchschnittsalter liegt bei 30 Jahren, die Bildungs- und Einkommenswerte liegen dabei weit über dem Durchschnitt, und es handelt

<sup>7</sup> Vgl. A. Spellerberg (Anm. 2).

sich um einen Großstadttyp. Selbstverwirklichung bei den verschiedensten Aktivitäten, auch im Beruf, steht im Vordergrund. Bei allen drei Typen dieses Segments liegt zumindest ein überdurchschnittliches Bildungsniveau vor, und die „nur“ durchschnittlich gute finanzielle Situation beim ersten Typ geht auf den größeren Anteil von Familienhaushalten zurück<sup>8</sup>. Die Teilnahme am hochkulturellen Leben scheint damit nach wie vor in erster Linie ein Privileg der oberen gesellschaftlichen Schichten darzustellen.

*Segment moderne Kultur:* Die größte Spannweite mit vier unterschiedlichen Stilen ergibt sich in dem von Spannung und Abwechslung geprägten modernen Kultursegment mit folgenden Schwerpunkten: Lebensstiltyp 4 ist ein familiärer Typ, der seine Freizeit im häuslichen Umkreis verbringt. Von Interesse sind leichte, moderne Unterhaltung und ein attraktives Erscheinungsbild. Typ 5 – eine relativ große Gruppe – zeichnet sich durch ihre Präferenz für Arbeit und Sport aus. Kulturelle und ästhetische Vorlieben sind wenig ausgeprägt. Lebensstiltyp 6 ist sehr expressiv, vielseitig und inszeniert sich durch Kleidungs- und Einrichtungsstil. Lebensstiltyp 7 ist der im Westen jüngste Typ und weicht im Hinblick auf Müßiggang vom Durchschnitt ab. Freizeit, Geselligkeit und Freunde haben überragende Bedeutung.

Die soziale Lage bleibt in den vier Gruppen des zweiten Segments zum Teil diffus (insbesondere bei den expressiv Vielseitigen). Das Alter, vor allem jedoch die Haushalts- und Familienkonstellation, spielt eine große Rolle für den Lebensstil. Für Frauen (Typ 4) hat die familiäre Einbindung in der Regel stärkere Auswirkungen auf den Lebensstil (Kinderbetreuung, Hausfrauendasein) als für Männer.

Auffallend ist in diesem Kultursegment, daß kein „alternativer“ Lebensstil mit stark ökologischen und gesellschaftskritischen Orientierungen sowie modernen alltagskulturellen Vorlieben ermittelt wurde. Als „ökologisch“ bezeichnete Lebensäußerungen sind offenbar bereits weitgehend Allgemeingut geworden und werden mit anderen Elementen des Alltags kombiniert. Ein Lebensstil, der alternative Gesellschaftsvorstellungen mit einer ökologischen Lebensweise verknüpft, ist nach unseren Ergebnissen in der Bundesrepublik als Typ nicht mehr zu isolieren.

8 Vgl. Annette Spellerberg, Lebensstile in West- und Ostdeutschland. Verteilung und Differenzierung nach sozialstrukturellen Merkmalen, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung, P 94–105, 1994, S. 29.

Die von Gerhard Schulze<sup>9</sup> proklamierte „Erlebnisorientierung“ in der Gesellschaft trifft diesen Ergebnissen entsprechend insofern zu, als Unterhaltungs- und Erlebnisformen die Lebensstilzugehörigkeit Anfang der neunziger Jahre deutlich stärker prägen als gesellschaftspolitische Orientierungen.

*Segment traditionelle Kultur:* Das höchste Durchschnittsalter ist bei den beiden Lebensstilgruppen mit volkstümlichem Geschmack anzutreffen. Bei Lebensstiltyp 8 handelt es sich um einen sicherheitsorientierten, passiven und wenig interessierten Typ. Der Aktivitätsgrad dieser eher zurückgezogen Lebenden könnte auf eine Gruppe alter Menschen schließen lassen, das Durchschnittsalter liegt jedoch bei 49 Jahren und das Höchstalter der Befragten bei 61 Jahren. In dieser Gruppe ist der Lebensstandard am niedrigsten, das heißt hier kommt eine Alltagsästhetik der „einfachen Leute“ – nach Bourdieu der „Notwendigkeitsgeschmack“ – zum Ausdruck. Bei gleichem Durchschnittsalter und vergleichbaren Haushaltskonstellationen gibt es schließlich noch den Lebensstiltyp des „freizeitaktiven Familien- und Ortsverbundenen“ (Typ 9), der im Vergleich zur vorher genannten Gruppe als sozial integriert und aktiv im „Do-it-yourself-Bereich“ beschrieben werden kann.

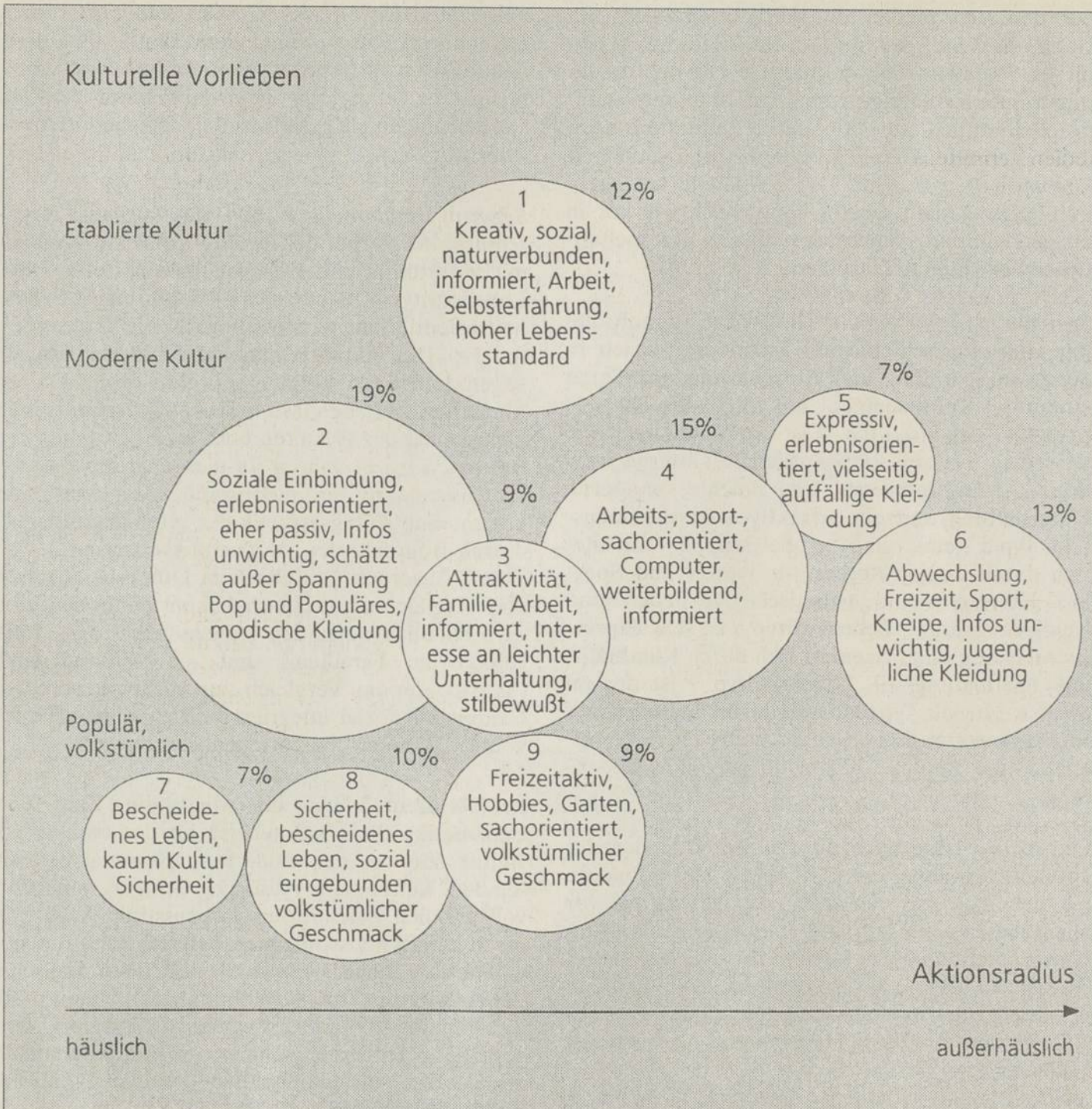
In Westdeutschland überwiegt die Zahl der Lebensstile, die ein Interesse an der etablierten Kultur oder an der modernen spannungsvermittelnden Kultur zum Ausdruck bringen, jene der volkstümlich orientierten Lebensstile. Auch für die neuen Bundesländer ergaben sich nach statistischen und inhaltlichen Kriterien neun typische Lebensstilgruppen (vgl. Abbildung 2). Damit wird der Annahme widersprochen, daß wegen der geringeren Stilisierungschancen in Ostdeutschland die Anzahl von Lebensstilen geringer ist als in Westdeutschland.

Trotz der gleichen Anzahl von Lebensstilgruppen bestehen zwischen den Lebensstilen in Ost und West bemerkenswerte Unterschiede.

*Segment etablierte Kultur:* Anders als in Westdeutschland ist im ersten Segment nur ein Lebensstiltyp ermittelt worden. Die in Westdeutschland anzutreffenden unterschiedlichen Gruppen, mit einerseits hohem sozialem Engagement und Interesse an Selbstverwirklichung und mit andererseits ausgeprägter Berufsorientierung, bilden in Ostdeutschland einen einzigen Lebensstiltyp. Der postmaterielle, vielseitig Interessierte hat sich hier

9 Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt am Main 1992.

Abbildung 2: Lebensstilgruppen in Ostdeutschland (1993)



Quelle: wie bei Abbildung 1.

(noch?) nicht in repräsentativer Größenordnung herauskristallisiert.

Es dürfte sich bei der identifizierten ostdeutschen Gruppe des Lebensstiltyps 1 um die etablierte Elite der DDR handeln, die sich durch hohes Arbeitsethos, soziales Engagement, Qualitätsorientierung und eine ästhetische Einstellung auszeichnet, die auch als „Säule der Kultur“ bezeichnet worden ist<sup>10</sup>.

10 Andreas Winkler/Brian Voller, Lebensstile in den neuen Bundesländern. G & I Forschungsgemeinschaft für Marketing. („Euro-Styles“), unveröffentlichtes Manuskript, Nürnberg 1993, S. 7.

*Segment moderne Kultur:* Die größte Bandbreite von Lebensstilen tritt in diesem durch „Unterhaltung und Abwechslung“ gekennzeichneten Segment auf. Hier lassen sich folgende Lebensstiltypen erkennen: Bei Lebensstiltyp 2 ist ein einfaches, familienzentriertes Leben vorherrschend. Abwechslung ist ein wichtiges Lebensziel. Die Freizeit wird zu Hause verbracht, Action und Science fiction im Fernsehen (Video) oder als Lektüre vermitteln die erwünschte Spannung. Diese „erlebnisorientierten Häuslichen“ bilden die größte Lebensstilgruppe, der fast ein Fünftel der Befragten aus den neuen Ländern zuzurechnen ist. Die ausgeprägte Spannungsorientierung scheint

dabei dem niedrigen persönlichen Aktivitätsgrad in der Freizeit zu widersprechen. Es ist zu vermuten, daß in dieser Gruppe individuelle Potentiale, Zeit- und Geldrestriktionen und die vorhandene Infrastruktur vielseitigere Aktivitäten nicht zulassen, so daß das Bedürfnis nach Erlebnissen über Medien vermittelt realisiert wird<sup>11</sup>. In der Lebensstilgruppe 3 steht die Familie im Zentrum, Erwerbsarbeit und Sachthemen sind ebenfalls relevant. Im Hinblick auf die kulturellen Interessen handelt es sich um einen Mischtyp zwischen moderner und traditioneller Unterhaltung. Attraktivität ist ein Lebensziel von herausragender Bedeutung. Gesellschaftliches Engagement, Führungspositionen und Arbeit sind dem Lebensstiltyp 4 wichtig. In der Freizeit stehen aktiver Sport und Weiterbildung im Vordergrund. Diese Gruppe der Arbeits- und Aufstiegsorientierten mit sportbezogenen und vernachlässigbaren kulturellen Interessen ist der dem fünften Lebensstiltyp zuzurechnenden westdeutschen Gruppe weitgehend ähnlich. In Ostdeutschland sind jedoch Männer wie Frauen vertreten, während es sich im Westen um einen „Männertyp“ handelt. Ebenso gibt es den Typ des „vielseitig Expressiven“ (Lebensstiltyp 5) mit Interesse für so unterschiedliche Dinge wie Gartenarbeit, Lesen, Sport, Theaterbesuche, Jazz, Schlager und Volksmusik. Spannung und Abwechslung stehen beim Lebensstiltyp 6 im Vordergrund, vor allem bezogen auf Medienkonsum oder Sport. Diese in Ostdeutschland am stärksten außerhäuslich aktive, jüngere Gruppe wird hauptsächlich von Männern gebildet.

*Segment traditionelle Kultur:* Im Hinblick auf traditionellere Lebensstile herrscht zwischen West und Ost große Übereinstimmung: Auch in Ostdeutschland gibt es zurückgezogen, vergleichsweise desinteressiert Lebende, bei denen Sparsamkeit und Sicherheit höchste Priorität genießen (Lebensstiltyp 7), sowie freizeitaktive Familien- und Ortsverbundene (Typ 9). In Ostdeutschland ist jedoch zusätzlich ein Frauentyp mit ausgeprägter Sicherheitsorientierung, Konformitätsstreben, traditionellem Geschmack und sozialer Verankerung im lokalen Umfeld ermittelt worden (Typ 8), der im Westen so nicht identifiziert werden konnte.

In Ostdeutschland sind Lebensstile verbreiteter, die als häuslich, unpräzise und traditionell bezeichnet werden können. Gleichzeitig haben Unterhaltung, Spannung und Abwechslung einen

<sup>11</sup> 18 Prozent dieser Gruppe sind arbeitslos, die Bildungsabschlüsse liegen für diese Altersgruppe unter dem Durchschnitt, das Einkommen ist leicht unterdurchschnittlich, die Gruppe lebt eher in Dörfern als in der Stadt und hat durchschnittlich viel Freizeit.

hohen Stellenwert, die jedoch weniger in öffentlichen Räumen ihren Ausdruck finden als im Medienkonsum. Mit steigendem Wohlstand und verbesserter Infrastruktur ist zu erwarten, daß eine Verlagerung zugunsten außerhäuslicher Freizeitbeschäftigungen stattfindet. Bemerkenswert ist, daß die Lebensbereiche Arbeit und Familie deutlich weniger geschlechtsspezifisch geprägt sind als in Westdeutschland. Der sport- und berufsorientierte Typ ist zum Beispiel im Westen ein „Männertyp“, während in Ostdeutschland Männer und Frauen gleichermaßen vertreten sind. Auch die jüngeren häuslichen Lebensstiltypen sind stärker durchmischt, während im Westen bei diesen Gruppen Frauen dominieren.

Die westlichen, „moderneren“ Lebensstile sind Resultat höheren und länger andauernden Wohlstands und mehr freier Zeit. Die ungleichen Niveaus der objektiv gegebenen Lebensbedingungen in beiden Landesteilen zeigen sich damit auch – in anderer Form – in den Lebensstilausprägungen. Die Westdeutschen sind in der Öffentlichkeit präsenter, so daß sie auch ihre Interessen sichtbarer artikulieren können. Bewußte Abgrenzungsstrategien und Distinktionskämpfe von Westdeutschen gegenüber Ostdeutschen und Ostdeutschen gegenüber Westdeutschen erschweren darüber hinaus eine wechselseitige Annäherung und verdecken die durchaus vorhandenen Gemeinsamkeiten der Bevölkerung beider Landesteile.

---

### III. Lebensstile und soziale Ungleichheit

---

In der Sozialstruktur- und Lebensstilforschung ist umstritten, inwieweit der Lebensstil durch die soziale Lage geprägt ist oder aber als unabhängig von Ungleichheitslagen verstanden werden kann. Die Gruppe um Karl Heinz Hörning spricht beispielsweise von der „Autonomie des Lebensstils“<sup>12</sup>. Diese Autoren gehen von einer eigenen Realität subjektiver Konstruktionsleistungen aus, die unabhängig von der sozialstrukturellen Position zu denken sei. Bourdieu vertritt die Gegenthese, nach der soziale Ungleichheiten in Lebensstilen auf symbolischer Ebene nicht nur zum Ausdruck kommen, sondern auch legitimiert und verfestigt werden. An dieser Stelle wird untersucht, ob trotz Wertepluralität, gestiegener Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten und eines allgemeinen Wohlstandsschubs ein Zusammenhang

<sup>12</sup> K. H. Hörning u. a. (Anm. 4).

zwischen sozialer Schicht und Lebensstil erkennbar ist.

Die empirische Untersuchung des Zusammenhangs von sozialstrukturellen Merkmalen und Lebensstilen hat in West- wie in Ostdeutschland ergeben, daß sich die Lebensstile nach sozialstrukturellen Merkmalen, das heißt Berufsposition, Bildung und Einkommen, sowie nach Geschlecht und Alter unterscheiden. Die wichtigsten Einflußgrößen sind Alter, Bildung und Geschlecht<sup>13</sup>. In beiden Landesteilen konnte ein weitaus stärkerer Zusammenhang zwischen Bildung und Lebensstil als zwischen beruflichem Status sowie zwischen Einkommen und Lebensstil festgestellt werden, das heißt die Höhe des Bildungsgrades differenziert die Lebensstile sehr stark. Bildung ist zum einen die entscheidende Größe für die im Berufsleben erreichbaren Positionen und daher mit der vertikalen Schichtung untrennbar verbunden. Zum anderen werden über die schulische Bildung nicht nur fachliche Kenntnisse, sondern auch kulturelle Kompetenzen vermittelt. Das „kulturelle Kapital“ – der Formulierung Pierre Bourdieus entsprechend – hat für unterschiedliche Aktivitäts- und Geschmacksmuster insgesamt größere Bedeutung als das „ökonomische Kapital“.

Im folgenden wird dargestellt, daß trotz des bedeutenden Einflusses von sogenannten „horizontalen“ Ungleichheitsmerkmalen (Alter und Geschlecht) auf die Lebensstilzugehörigkeit eine schichtspezifische Prägung von Lebensstilen nicht von der Hand zu weisen ist. Die berufliche Stellung und Bildung gelten als die zentralen Schichtungsvariablen in unserer Gesellschaft<sup>14</sup>, die ungleiche Lebenschancen maßgeblich bestimmen. Sie wurden hier in einem additiven Schichtindex zusammengefaßt<sup>15</sup>, um den Zusammenhang von

13 Diese Ergebnisse decken sich mit anderen Lebensstilstudien, beispielsweise denjenigen von G. Schulze (Anm. 9); Hartmut Lüdtke, Lebensstile als Dimension handlungsproduzierender Ungleichheit, in: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.), Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, Göttingen 1990; Andreas Klocke, Sozialer Wandel, Sozialstruktur und Lebensstile, Frankfurt am Main 1993.

14 Vgl. Rainer Geißler, Die Sozialstruktur Deutschlands, Opladen 1996<sup>2</sup>.

15 Unter dem Terminus „additiver Schichtindex“ ist eine Rangfolge zu verstehen, die gebildet wurde, indem Werte für Bildungsabschlüsse und berufliche Positionen vergeben, addiert und anschließend in fünf Gruppen unterteilt wurden. Bildung wurde in drei Stufen (Haupt-, Realschulabschluß und [Fach-]Abitur), die berufliche Stellung in fünf Stufen (von ungelerten bis zu akademischen Berufen) erfaßt. Nichterwerbstätige erhielten folgende Werte für den beruflichen Status: Arbeitslose: 0, Hausfrauen und Auszubildende: 2, Rentner und sonstige: 3. Vgl. Jürgen Hoffmeyer-Zlotnik, Operationalisierung von „Beruf“ als zentrale Variable zur Messung von sozio-ökonomischem Status, in: ZUMA-Nachrichten, 17 (1994) 32, S. 135–141.

Schicht- und Lebensstilzugehörigkeit zu überprüfen (vgl. Tabelle 1).

Zunächst zu unseren Ergebnissen in *Westdeutschland*: Lebensstile und Schichtzugehörigkeit stehen in einem signifikanten Zusammenhang. Zwei Drittel bis zu drei Vierteln der hochkulturell interessierten Gruppen (Lebensstiltypen 1 bis 3) sind den oberen beiden Schichten zuzurechnen, das heißt sie haben hohe berufliche Positionen inne und verfügen über hohe Bildungsabschlüsse mit entsprechendem Sozialprestige. „Hochkultur“ und gehobene Schicht gehören nach wie vor eng zusammen. Der pragmatische, berufsorientierte Lebensstiltyp 5 mit kaum ausgeprägten kulturellen Interessen ist ebenfalls häufig in den oberen Schichten anzutreffen (54 Prozent), streut darüber hinaus jedoch verhältnismäßig gleichmäßig über die anderen Schichten. In den unteren Schichten finden sich zum einen die Häuslichen mit Vorlieben für leichte Unterhaltung (Lebensstiltyp 4). Zum anderen sind sieben bzw. acht von zehn der älteren, familien- und sicherheitsorientierten (8 und 9) den unteren Schichten zuzurechnen. Dies trifft ebenfalls auf die Hälfte der jüngsten Gruppe der „freizeitorientierten Geselligen“ (Lebensstiltyp 7) zu. Die größte Differenzierung tritt bei den „expressiv Vielseitigen“ (Typ 6) auf, die keiner Schicht direkt zuzuordnen sind. Auch wenn es je nach Lebensstilgruppe Unterschiede in der Klarheit der Zuordnungen gibt, so sind Schwerpunktsetzungen bei der Schichtzuordnung nicht zu übersehen.

In *Ostdeutschland* ist der Zusammenhang von Schichtzugehörigkeit und Lebensstil noch enger als im Westen. Dieses Ergebnis spricht für die These einer stärkeren Lockerung von sozialer Lage und Lebensstil in höher entwickelten Industriegesellschaften. Der Typ der an der „Hochkultur“ Teilnehmenden (Lebensstiltyp 1) gehört – wie in Westdeutschland – häufig den höheren Schichten an (65 Prozent). Bemerkenswert ist jedoch vor allem, daß immerhin 84 Prozent der „pragmatischen Berufsorientierten“ (Typ 4) den oberen beiden Schichten zuzuordnen sind. Diese Gruppe konzentriert sich auch in der Freizeit (mit Ausnahme von Sporttreiben) auf das Berufsleben, sei es freiwillig, sei es, um die neuen Anforderungen zu bewältigen. Am unteren Ende der Skala befinden sich die Lebensstilgruppen 7 bis 9: die „zurückgezogen Lebenden“, die „konformen, integrierten Sicherheitsorientierten“ und die „freizeitaktiven Familien- und Ortsverbundenen“. Sie sind traditionenorientiert und etwas älter. Die beiden jüngeren Gruppen der „freizeitorientierten Sportler“ (Typ 6) und der „erlebnisorientierten Häuslichen“ (Typ 2) sind der Mittelschicht zuzurechnen. Schließlich gibt es auch in Ostdeutschland eine Gruppe, die kaum zuzuordnen ist, die



**Tabelle 1: Schicht nach Lebensstilgruppen**

Westdeutschland	Lebensstilgruppe <sup>1</sup>									insgesamt
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	
Anzahl	163	195	154	220	226	63	200	167	173	1 551
Schicht <sup>2</sup> (Werte in Prozent)										
1: niedrig	14	9	16	42	21	34	41	59	40	31
2	6	7	2	11	7	15	9	22	30	12
3	16	10	14	23	18	17	24	13	13	17
4	32	46	41	19	36	17	17	5	11	26
5: hoch	32	27	27	6	18	17	9	1	6	15
Ostdeutschland	Lebensstilgruppe <sup>1</sup>									insgesamt
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	
Anzahl	97	154	68	119	59	100	56	77	74	774
Schicht <sup>2</sup> (Werte in Prozent)										
1: niedrig	14	11	23	2	8	11	42	28	15	15
2	6	3	6	1	1	4	26	34	26	10
3	15	58	29	13	32	63	21	26	27	34
4	31	24	27	47	45	19	11	11	23	27
5: hoch	34	5	15	37	15	4	11	/	2	9

1) Die Lebensstilgruppen 1–9 sind in den Abbildungen 1 und 2 dargestellt worden.

2) Anhand von Bildung (3stufig) und beruflicher Stellung (5stufig, entsprechend einer beruflichen Statushierarchie) wurde eine Rangfolge gebildet. Nichterwerbstätige erhielten folgende Werte für den beruflichen Status: Arbeitslose: 0, Hausfrauen und Auszubildende: 2, Rentner und sonstige: 3.

*Lesehinweis:* Von Lebensstilgruppe 1 sind in Westdeutschland 14 Prozent der rangniedrigsten Schicht und 32 Prozent der ranghöchsten Schicht zuzuordnen.

*Quelle:* wie bei Abbildung 1.

„stilbewußten Arbeits- und Familienorientierten“ (Typ 3), ein Typ, der im Westen nicht identifiziert werden konnte. Werden Angehörige dieser Gruppe befragt, welcher Schicht sie sich selbst zuordnen, gibt die Hälfte an, die Mittelschicht sei passend, ein für Ostdeutschland überdurchschnittlicher Anteil.

Der starke Einfluß der horizontalen Ungleichheitsmerkmale Alter und Geschlecht auf die Lebensstilzugehörigkeit bedeutet somit insgesamt nicht, daß die klassischen Ungleichheitsdimensionen unwichtig wären. Die Ergebnisse belegen vielmehr, daß je nach „Kapitalausstattung“ unterschiedliche Lebensstile vorherrschen. Damit ist der These Pierre Bourdieus zuzustimmen, daß Lebensstile die verfügbaren Ressourcen im großen und ganzen zum Ausdruck bringen. Umgekehrt sind Lebensstile nicht allein auf die Ressourcenausstattung zurückzuführen. Dies zeigt sich zum einen an der bedeutenderen Rolle soziodemographischer Ungleichheitsmerkmale und zum anderen an der Existenz verschiedener Lebensstile in einer Schicht. In der mittleren Schicht ist die

Zuordnung zudem nicht so eindeutig möglich wie in den beiden oberen bzw. unteren Schichten. Lebensstile sind daher anders als Schichten nicht nur vertikal zuzuordnen, sie existieren auch „nebeneinander“. Die Wahrnehmung sozialer Ungleichheiten im Alltag wird damit durch Lebensstile ermöglicht und gleichzeitig verkompliziert. Ungeklärt ist im Zusammenhang mit Lebensstilen darüber hinaus die Frage nach der Gültigkeit und der Bedeutung der klassischen Bewertung von oberen und unteren sozialen Schichten in der Bevölkerung. Auch wenn Lebensstile im allgemeinen privilegierte oder aber benachteiligte soziale Lagen zum Ausdruck bringen, ist damit noch keine sichere Bewertung anderer Lebensstile möglich. Gerhard Schulze<sup>16</sup> betont in seiner Studie beispielsweise, daß Unruhestifter in den Augen des „Harmoniemilieus“ eine Bedrohung darstellen, während umgekehrt das „Unterhaltungsmilieu“ Langweiler ablehne. Die vertikale Hierarchie kann zwar wahrgenommen werden, für die subjektive Zuordnung zu und Abgrenzung von

16 Vgl. G. Schulze (Anm. 9).

anderen Lebensstilen können jedoch – je nach Bewertungsmaßstab und Orientierung – auch andere Faktoren eine Rolle spielen.

---

## IV. Lebensstile und Wohlbefinden

---

In diesem Abschnitt steht die Frage im Mittelpunkt, ob das subjektive Wohlbefinden mit den Lebensstilen im Zusammenhang steht. Im vorhergehenden Abschnitt wurde argumentiert, daß Lebensstile in signifikantem Zusammenhang mit der sozialen Lage stehen. Sind sie also lediglich deren zusammenfassender Ausdruck ohne eigenständige Qualität? Die hier vertretene These lautet, daß Lebensstile zum einen homogenere Bevölkerungsgruppen zusammenfassen, als dies anhand sozialstruktureller Merkmale möglich ist. Es ist daher anzunehmen, daß Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichem Wohlbefinden erfaßt werden können. Zum anderen ist der in Lebensstilen zum Ausdruck kommende Umgang mit den vorhandenen Ressourcen ein eigenständiger Faktor zur Erklärung von Verhaltens- und Einstellungsunterschieden in der Bevölkerung. Lebensstile können daher auch bei Fragen der Lebensqualität mit der Erklärungskraft herkömmlicher objektiver und sozialstruktureller Merkmale konkurrieren. Damit wird die Perspektive gewechselt: Lebensstile werden nicht als abhängige Variable verwendet, sondern als erklärende Größe für unterschiedliches Wohlbefinden.

In Lebensstilen kommen die steigenden gesellschaftlichen Wahlmöglichkeiten und abnehmenden Zwänge zum Ausdruck, die zu neuen Ordnungsmustern aufeinander abgestimmt werden<sup>17</sup>. Diese Annahme beinhaltet auch, das Mißlingen von Abstimmungsprozessen in Betracht zu ziehen. Entfremdungserscheinungen in der Gesellschaft können hierüber Auskunft geben, denn verbreitete Anomiesymptome – Symptome, die anzeigen, daß die Stabilität der sozialen Beziehungen gestört ist – würden bedeuten, daß individuelle Bedürfnisse und Fähigkeiten nicht mehr mit gesellschaftlichen Verhältnissen, Werten und Zielen in Einklang stehen und die soziale Integration von Bevölkerungsgruppen gefährdet ist. Im Wohlfahrtssurvey werden positive und negative Indikatoren erhoben, um über das subjektive Wohlbefinden in der Gesellschaft zu informieren. Anhand des Indika-

tors „Die Verhältnisse sind zu kompliziert“ wird geprüft, ob Anomieerscheinungen mit Lebensstilen variieren. Die Frage nach der allgemeinen Lebenszufriedenheit gilt als globales, bilanzierendes Maß des Wohlbefindens, d. h. der subjektiven Lebensqualität<sup>18</sup>. Dieser Indikator wird in Tabelle 2 ausgewiesen. Inwieweit auch die Zukunftseinschätzung mit Lebensstilen im Zusammenhang steht, wird ebenfalls untersucht.

Die Ergebnisse zeigen, daß es in *Westdeutschland* eine klare Problemgruppe und einen Typ mit hohem subjektivem Wohlbefinden gibt. Die zurückgezogen Lebenden weisen häufig Anomiesymptome auf, sind unzufrieden und pessimistisch, während die freizeitaktiven Heimwerker sowie die Berufsorientierten anhand dieser Indikatoren hohes Wohlbefinden zeigen. Das Wohlbefinden weicht bei den stärker in herrschenden Normen verankerten, berufsorientierten Gruppen – und nicht bei den müßiggängerisch Geselligen – positiv vom Durchschnitt ab. Dabei gelten Freizeitorientierung und Geselligkeit häufiger als Ideal einer gelungenen, selbstgewählten Lebensführung, in Abgrenzung von der verpflichtenden Welt von Arbeit oder Familie. Auf einige Auffälligkeiten soll kurz hingewiesen werden.

In *Westdeutschland* geben nicht nur ältere, sondern auch häufiger jüngere Bevölkerungsgruppen an, sich nicht mehr zurechtzufinden: die familiären, an Unterhaltung Interessierten (Frauen) und die freizeitorientierten Geselligen (Typ 4 und 7). Die beiden berufsorientierten Gruppen (Lebensstiltypen 2 und 5) ebenso wie die freizeitaktiven Heimwerker (Typ 9) äußern zu einem relativ geringen Anteil, orientierungslos zu sein. In *Ostdeutschland* sind Anomietendenzen stärker ausgeprägt. Die Intensität des Umbruchs und der Zwang, sich in ein neues Gesellschaftssystem integrieren zu müssen, sind nicht für alle Menschen ohne weiteres zu bewältigen. Die expressiv Vielseitigen (Lebensstiltyp 5) weisen häufig Anomiesymptome auf; sie scheinen teilweise überfordert zu sein. Für die älteren Zurückgezogenen und traditionell Konformen (Typ 7 und 8) trifft dies in noch größerem Maße zu. Die freizeitaktiven Bastler und Gärtner (Typ 9) befinden sich im Mittelfeld, erreichen jedoch bei weitem nicht die positiven Werte wie die Vergleichsgruppe in *Westdeutschland*. Der „Gewinnertyp“ ist der freizeitorientierte Sportler (Lebensstiltyp 6), der sich optimistisch, zufrieden und orientiert zeigt.

---

17 Vgl. Wolfgang Zapf/Sigrid Breuer/Jürgen Hampel/Peter Krause/Hans-Michael Mohr/Erhard Wiegand, Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes, Heft 4, München 1987.

18 Vgl. Wolfgang Glatzer/Wolfgang Zapf (Hrsg.), Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden, Frankfurt am Main 1984.

**Tabelle 2: Subjektives Wohlbefinden nach Lebensstilgruppen**

Westdeutschland	Lebensstilgruppe <sup>1</sup>									insgesamt
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	
Anzahl	163	195	154	220	226	63	200	167	173	1 551
Zufrieden mit dem Leben <sup>2</sup>	Werte in Prozent									36
Orientierungslos <sup>3</sup>	36	42	22	40	37	53	37	31	42	36
Optimistisch <sup>4</sup>	10	7	7	18	5	13	14	10	8	13
	35	41	45	40	42	37	37	24	40	34
Ostdeutschland	Lebensstilgruppe <sup>1</sup>									insgesamt
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	
Anzahl	97	154	68	119	59	100	56	77	74	804
Zufrieden mit dem Leben <sup>2</sup>	Werte in Prozent									15
Orientierungslos <sup>3</sup>	14	13	11	14	19	22	16	12	13	15
Optimistisch <sup>4</sup>	17	32	23	16	34	21	42	40	28	32
	22	24	23	32	20	53	11	21	22	26

- 1) Die Lebensstilgruppen 1–9 sind in den Abbildungen 1 und 2 dargestellt worden.
- 2) Die allgemeine Lebenszufriedenheit wird auf einer Skala von 0 (ganz und gar unzufrieden) bis 10 (hochzufrieden) erhoben. „Zufrieden“ bedeutet hier, daß die Befragten die Werte 9 und 10 angegeben haben.
- 3) Fragetext: „Das Leben ist heute so kompliziert geworden, daß ich mich fast nicht mehr zurechtfinde.“ Die Anteile der Befragten, die „stimmt ganz und gar“ und „stimmt eher“ auf einer 4stufigen Skala geantwortet haben, sind ausgewiesen.
- 4) Fragetext: „Wie sehen Sie allgemein Ihre persönliche Zukunft“? Die Anteile der höchsten Ausprägung „optimistisch“ auf einer 4stufigen Skala sind ausgewiesen.

*Lesehinweis:* Von Lebensstilgruppe 1 sind in Westdeutschland 36 Prozent zufrieden mit dem Leben, 10 Prozent sind orientierungslos und 35 Prozent optimistisch.

*Quelle:* wie Abbildung 1.

Auch die Frage, ob die allgemeine Lebenszufriedenheit mit Lebensstilen korreliert, ist positiv zu beantworten. In *Westdeutschland* weisen die „etablierten Berufsorientierten“ (Lebensstiltyp 2), die „expressiv Vielseitigen“ (Typ 6) und die „freizeitaktiven Familien- und Ortsverbundenen“ (Typ 9) die höchsten Zufriedenheitswerte auf. Diesen Gruppen ist gemeinsam, daß sie sich intensiv für bestimmte Dinge in ihrem Alltag engagieren. Dabei weisen sie einen unterschiedlichen Lebensstandard auf und gehören unterschiedlichen Altersgruppen an. Vergleichsweise unzufrieden sind die postmateriell Vielseitigen mit hohem Lebensstandard (Lebensstiltyp 3) und die älteren, eher passiven und „zurückgezogen Lebenden“ (Typ 8). Werden die Bewertung des Lebensstandards, Alter, Schichtzugehörigkeit und Haushaltsgröße in einer gemeinsamen statistischen Analyse berücksichtigt, tritt die Unzufriedenheit der „postmateriell Vielseitigen“ (Typ 3) noch deutlicher hervor. Diese Gruppe der Jüngeren, sozial Bessergestellten, vielseitig Interessierten und Informierten ist vor allem mit einigen Bereichen des öffentlichen Lebens wie dem Umweltschutz und der sozialen Sicherung unzufrieden, was sich in einer geringeren allgemeinen Lebenszufrieden-

heit äußert. Die hohe Lebenszufriedenheit bei den „etablierten Berufsorientierten“ (Lebensstiltyp 2) geht offensichtlich zum großen Teil auf den hohen Lebensstandard zurück und ist weniger auf die Alltagsgestaltung zurückzuführen. Auch die „freizeitaktiven Familien- und Ortsverbundenen“ (Typ 9) scheinen einen „erfolgreichen“ Lebensstil im Hinblick auf die allgemeine Lebenszufriedenheit zu pflegen, aber ihre Werte steigen bei Berücksichtigung von Lebensstandard, Alter, Schicht und Haushaltsgröße<sup>19</sup>. Offen bleiben muß die Frage, ob bestimmte Personengruppen aufgrund ihrer Persönlichkeitsstruktur ein hohes bzw. niedriges Wohlbefinden aufweisen. Für diese These sprechen Untersuchungen von Bruce Headey und Alex Wearing, die den so bezeichneten „top-down-Effekt“ in Längsschnittstudien in Australien belegen<sup>20</sup>. Die hohe Unzufriedenheit bei den „zurückgezogen Lebenden“ geht offensichtlich zu einem großen Teil, jedoch nicht vollständig, auf die schlechten

<sup>19</sup> Vgl. Annette Spellerberg, *Lebensstil, soziale Lage und Wohlbefinden*, in: Wolfgang Zapf/Roland Habich (Hrsg.), *Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland*, Berlin 1996.

<sup>20</sup> Bruce Headey/Alex Wearing, *Understanding Happiness. A Theory of Subjective Well-Being*, Melbourne 1992.

materiellen Lebensbedingungen zurück. Ein eher passiver, sozial wenig integrierter Lebensstil trägt demnach kaum zur Steigerung der wahrgenommenen Lebensqualität bei.

In *Ostdeutschland* fällt vor allem die Gruppe der „hedonistischen Freizeitorientierten“ (Lebensstiltyp 6) positiv auf. Auch unter Berücksichtigung der übrigen Merkmale ist diese Gruppe sehr zufrieden mit ihrem Leben. Bemerkenswert ist, daß die „kulturell interessierten Etablierten“ (Typ 1), für sich betrachtet, relativ zufrieden erscheinen, was jedoch weniger auf ihren Lebensstil als auf ihren Lebensstandard zurückzuführen ist. Anders als im Westen sind in Ostdeutschland die „expressiv Vielseitigen“ (Typ 5) mit ihrer Art der Lebensgestaltung offensichtlich eher unzufrieden. Neben dieser Gruppe bewerten die „erlebnisorientierten Häuslichen“ (Typ 2) und die „zurückgezogen Lebenden“ (Typ 7) ihr Leben leicht negativ. Diese Gruppen leben sehr häuslich, so daß angenommen werden kann, daß eine mangelnde öffentliche Integration einen negativen Einfluß auf das Wohlbefinden ausübt.

Weitere Analysen haben gezeigt, daß Lebensstile einen eigenständigen, von Alter, Schicht, Haushaltsgröße und Bewertung des Lebensstandards unabhängigen, signifikanten Einfluß auf die Lebenszufriedenheit haben. Lebensstile haben höhere Erklärungskraft als die Schichtzugehörigkeit. Allein mit klassischen sozialstrukturellen Merkmalen wären die konstatierten Unterschiede im Wohlbefinden nicht feststellbar. Gleichzeitig sind Lebensstile nur zum Teil auffällig, denn nicht alle weichen in der Bewertung der Lebensumstände deutlich vom Bevölkerungsdurchschnitt ab. In Westdeutschland ist zudem die Bedeutung von Lebensstilen größer als in Ostdeutschland.

Die Datenanalyse hat auch ergeben, daß je nach Lebensstil verschiedene Lebensbereiche für das Wohlbefinden wichtig sind: zum einen der politische Bereich, zum anderen die Freizeit, zum Teil das Privatleben, die Wohnung, oder auch das Arbeitsleben. Defizite bei den Möglichkeiten, am politischen Geschehen teilzunehmen, haben zu signifikanten Einbußen bei der allgemeinen Lebenszufriedenheit beim hochkulturell interessierten, postmateriellen, vielseitigen Lebensstiltyp 3 (im Westen) geführt, Mängel im Freizeitbereich führen beispielsweise bei den postmateriellen Freizeitorientierten (Typ 6 in Ostdeutschland) zu Unzufriedenheit, Mängel im Arbeitsleben tangieren vor allem die Berufsorientierten (Typ 4 im Osten bzw. 5 im Westen). Nicht nur im Hinblick auf Alltagsorganisation und -gestaltung lassen sich mit dem Lebensstilkonzept

homogene Bevölkerungsgruppen finden, sondern auch im Hinblick auf Ausprägungen und Kriterien des Wohlbefindens. Dieses Ergebnis wird als Hinweis dafür interpretiert, daß das Lebensstilkonzept zur Klärung sozialwissenschaftlicher Fragestellungen, die auf Verhaltens- und Einstellungsunterschiede in der Gesellschaft abzielen, tragfähig ist.

---

## V. Zusammenfassung und Ausblick

---

In diesem Beitrag wurden im Zusammenhang mit Lebensstilen drei Themen behandelt: Erstens Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Lebensstilen in Ost- und Westdeutschland, zweitens die Stärke des Zusammenhangs zwischen Schicht und Lebensstilen und drittens der Zusammenhang von Lebensstilen und Wohlbefinden.

1. Gruppen, die häuslich leben und populäre oder traditionelle Kulturprodukte schätzen, sind in Ostdeutschland häufiger als im Westen anzutreffen. Harmonisierende, zukunftsbezogene und phantasieorientierte Inhalte haben hier größere Bedeutung. In Westdeutschland sind Lebensstile aus dem „hochkulturellen“ Spektrum stärker ausdifferenziert. Die ermittelten Lebensstilunterschiede zwischen West- und Ostdeutschen können sowohl auf die unterschiedlichen objektiven Lebensbedingungen und Transformationsfolgen in Ostdeutschland als auch auf gewachsene kulturelle Besonderheiten in den beiden Landesteilen zurückgeführt werden.
2. Die in der Diskussion häufiger vertretene These einer Loslösung von Dimensionen sozialer Ungleichheit und Lebensstilen ist unseren Ergebnissen entsprechend nicht haltbar. Bildung und der sozioökonomische Status spielen in Ost wie West für die Lebensstilzugehörigkeit eine Rolle – obwohl demographischen Merkmalen noch größeres Gewicht zukommt.
3. Das subjektive Wohlbefinden hängt mit der Art, sein Leben zu gestalten, zusammen. Ferner variieren je nach Lebensstiltyp die Lebensbereiche, die für das Wohlbefinden maßgeblich sind.

Das hier vertretene Lebensstilkonzept erweist sich insgesamt als tragfähig, nicht nur für die Deskription von Bevölkerungsgruppen in der Bundesrepublik. Das Lebensstilkonzept ist für die Sozialstrukturanalyse relevant, da es verschiedene Umgangsweisen mit materiellen, kulturellen und sozialen Ressourcen abbildet. Lebensstile stellen

homogene Gruppen in der Bevölkerung dar, die sich nicht nur im Hinblick auf die Alltagskultur, sondern auch auf Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit unterscheiden. Lebensstile verweisen damit auf das komplizierte Bild sozialer Lagen: Sie sind mit sozialer Ungleichheit verbunden, jedoch nicht auf sie allein zurückzuführen. Darüber hinaus entfalten sie auch eine eigenständige Wirkung, unabhängig von den dahinterliegenden materiellen Lebensbedingungen. Das Lebensstilkonzept hat sich somit auch in der Wohlfahrtsforschung bewährt.

Von besonderem Interesse für die bundesdeutsche Sozialberichterstattung ist die Frage nach einer Zunahme oder Abnahme von Lebensstilunterschieden im deutsch-deutschen Vergleich. Wir erwarten, daß sie in einigen Dimensionen fortbestehen und sich in anderen auflösen werden. In unseren Daten hat sich unter anderem die stärker geschlechtsspezifische Ausprägung von Lebensstilen im Westen gezeigt, die auf die stärkere Separierung von Familie und Berufswelt für Frauen in der früheren Bundesrepublik zurückzuführen ist. Diese Unterschiede wirken offensichtlich nach. In einer Studie vom November 1995 werden beispielsweise in Ostdeutschland beim Medienkonsum und Sporttreiben keine geschlechtsspezifischen Unterschiede konstatiert; anders in Westdeutschland: hier sind die Männer in diesen

Bereichen aktiver<sup>21</sup>. Auch die weiterhin unterschiedlichen objektiven Lebensbedingungen dürften sich auf die Wahl der Lebensstile auswirken. So fühlte sich Ende 1995 noch etwa die Hälfte der ostdeutschen im Vergleich zu einem Drittel der westdeutschen Bevölkerung durch finanzielle Engpässe in ihren Freizeitmöglichkeiten eingeschränkt. In anderen Bereichen – wie beim „Konsum“ von spannenden und weniger anspruchsvollen Büchern – werden die Unterschiede möglicherweise langsam verblassen, da der Nachholbedarf zurückgeht.

Die Frage nach einer Annäherung oder Verfestigung von Lebensstilunterschieden ist nicht pauschal zu beantworten. Um genaueren Aufschluß über die Veränderungen zu erhalten und regionale Aspekte stärker zu berücksichtigen, haben wir in einer weiteren repräsentativen Umfrage, die sich zur Zeit in der Feldphase befindet, das Lebensstilkonzept in kondensierter Form erneut eingesetzt. In einigen Monaten werden wir daher in der Lage sein, über das Ausmaß und die Richtung der Angleichung bzw. Distanzierung von Lebensstilen in West- und Ostdeutschland detaillierter zu berichten.

---

21 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Abteilung Frauenpolitik (Hrsg.), „Gleichberechtigung von Frauen und Männern“. Wirklichkeit und Einstellungen in der Bevölkerung, ipos-Umfrage November 1995 (ipos = Institut für praxisorientierte Sozialforschung).

# Wer sind die Deutschen?

## Nationalismus, Patriotismus, Identität – Ergebnisse einer empirischen Längsschnittstudie

### I. Einleitung und Überblick

„Was ist heute deutsch?“<sup>1</sup> Dies ist eine Frage, die seit der Wiedervereinigung 1990 besonders an Stellenwert und Aktualität gewonnen hat. In diesem Zusammenhang wurden und werden eine Vielzahl von Facetten des deutschen Selbstverständnisses wieder neu diskutiert: Fragen der Verfassungsgebung ebenso wie Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenwachsens. Die Diskussion um den Umgang mit der SED-Vergangenheit knüpft an die Probleme der Aufarbeitung des Nationalsozialismus an. Jürgen Habermas spricht in diesem Zusammenhang von der „Last der doppelten Vergangenheit“<sup>2</sup>. Im Ausland wurden durch die Vereinigung Ängste vor einem neuen großdeutschen Reich wach<sup>3</sup>. Neben diesen vereinigungsbedingten Gründen spielt aber auch der zeitlich zur Wiedervereinigung parallel verlaufene Zustrom von Asylbewerbern und Bürgerkriegsflüchtlingen und die Zunahme fremdenfeindlicher Anschläge eine wichtige Rolle für die Identitätsdebatte. Die Diskussion um das Staatsangehörigkeitsrecht und die doppelte Staatsbürgerschaft ist nicht nur eine Diskussion um Zuwanderungsbegrenzung, sondern implizit auch eine Diskussion um das eigene nationale Selbstverständnis.

Die Debatte um die nationale Identität der Deutschen ist in erster Linie eine theoretisch-normative. Die in dieser Debatte vertretenen Positionen können schlagwortartig mit zwei Begriffen zusammengefaßt werden: selbstbewußte Nation<sup>4</sup> versus multikulturelle Gesellschaft<sup>5</sup>. Die selbstbewußte

Nation wird als eine Gesellschaft gesehen, die gegen die Idee der multikulturellen Gesellschaft und die Schuldgefühle über Holocaust und Zweiten Weltkrieg verteidigt werden sollte. Statt dessen müsse Deutschland eine selbstbewußte Nation werden, welche die durch den Niedergang des Kommunismus und das Ende der früheren Sowjetunion veränderten politischen Einflußmöglichkeiten nutzen sollte<sup>6</sup>. Die Gegner dieser Ansicht sprechen sich für eine multikulturelle Gesellschaft aus, in der Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft und Religion zusammen leben, die aber gemeinsame kulturelle Werte teilen<sup>7</sup>.

Diese Diskussion wirft eine Reihe von zentralen Fragen auf. Was ist unter dem Begriff „Nation“ eigentlich zu verstehen? Wer gehört dazu und wer nicht? Im wissenschaftlichen Diskurs herrscht keine Einigkeit darüber, wie der Nationsbegriff zu definieren ist und welche Unterschiede zwischen Nation und politischem Staat bestehen. Weiterhin ist zu fragen, was unter den in dieser Debatte verwendeten Begriffen Nationalismus oder Patriotismus zu verstehen ist. Können diese Begriffe gleichgesetzt werden oder nicht? Auch ist unklar, was man sich unter Begriffen wie Identität und Identifikation vorzustellen hat.

Wieder ein anderer Fragenkomplex beschäftigt sich damit, wie sich das Verhältnis von Individuum und Nation darstellt. Welche Vorstellungen haben die Deutschen von ihrer Nation? Wie sehr identifizieren sie sich mit ihrer Nation? Und welche Unterschiede bestehen zwischen den alten und den neuen Bundesländern?

Auf viele dieser Fragen kann theoretisch keine ausreichende Antwort gegeben werden. Vorliegende Befunde der Umfrageforschung sind lückenhaft und teilweise atheoretisch, weil es bisher wenig etablierte Frageinstrumente gibt, die diese Problematik adäquat erfassen. Bisher am häufigsten wurde zur Messung nationaler Identität die Frage: „Wie stolz sind Sie darauf, Bürger/in der Bundesrepublik zu sein?“ verwendet. Danach sind ungefähr drei Viertel der Westdeutschen unbe-

1 Helge Pross, Was ist heute deutsch? Wertorientierungen in der Bundesrepublik, Reinbek 1982.

2 Jürgen Habermas, Die Last der doppelten Vergangenheit, in: Die Zeit vom 13. Mai 1994, S. 54.

3 Vgl. Ignatz Bubis/Wolfgang Schäuble, Deutschland wohin?, herausgegeben von Frank Schirmacher, Freiburg 1996.

4 Vgl. Rainer Zitelmann, Position und Begriff. Über eine neue demokratische Rechte, in: Heimo Schwilk/Ulrich Schacht (Hrsg.), Die selbstbewußte Nation. Anschwellender Bocksgesang und weitere Beiträge zu einer deutschen Debatte, Frankfurt am Main 1994.

5 Vgl. Daniel Cohn-Bendit/Thomas Schmid, Heimat Babylon: Das Wagnis der multikulturellen Demokratie, Hamburg 1992.

6 Vgl. R. Zitelmann (Anm. 4).

7 Vgl. Claus Leggewie, MULTI KULTI. Spielregeln für die Vielvölkerrepublik, Berlin 1990; D. Cohn-Bendit/T. Schmid (Anm. 5).

dingt oder überwiegend stolz darauf, Deutsche zu sein. Allerdings ist der Anteil derjenigen, die überwiegend stolz sind, deutlich größer als der Anteil derjenigen, die unbedingt stolz sind. Im internationalen Vergleich fällt der Nationalstolz der Deutschen eher gering aus<sup>8</sup>. Diese Befunde werden mit dem aus der deutschen Niederlage 1945 resultierenden Minderwertigkeitsgefühl erklärt. Es wird befürchtet, daß dieser relativ geringe Nationalstolz der Deutschen langfristig zur Instabilität Deutschlands führe<sup>9</sup>. In einer früheren Untersuchung konnten wir aber bereits zeigen, daß der Stolz darauf, „Deutscher zu sein“, positiv mit Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus verknüpft sein kann und deshalb nur eine Facette nationaler Identität beschreibt<sup>10</sup>.

In einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Längsschnittstudie haben wir versucht, diesen Fragen nachzugehen<sup>11</sup>. Die folgenden theoretischen Überlegungen sollen deshalb mit empirischen Befunden aus dieser Studie verknüpft werden. Dazu wurden 1993 1357 Erwachsene repräsentativ für die in der Bundesrepublik lebenden deutschen Staatsbürger erstmalig befragt. Die erste Wiederbefragung fand 1995 und die zweite Wiederbefragung Ende 1996 statt<sup>12</sup>.

## II. Die Deutschen: Eine Nation?

Theoretisch kann man zwischen objektivistischen und subjektivistischen Nationsdefinitionen unterscheiden. Objektivistische Definitionen beschreiben die Nation als Abstammungs-, als Kultur- oder als Staatsbürgernation<sup>13</sup>. Die Abstammungsnation (oder das Volk) definiert sich über die ethnische

Herkunft. Bei der Staatsbürgernation wird die Zugehörigkeit durch das Staatsangehörigkeitsrecht definiert. Das deutsche Staatsangehörigkeitsrecht aber weist auch Aspekte der Abstammungsnation auf. Kriterien der Kulturnation können sein: Eine gemeinsame Sprache zu sprechen, die gleiche Religion zu haben, in Deutschland geboren zu sein oder die gleichen Traditionen zu pflegen.

Subjektivistische Nationsdefinitionen sprechen von Bewußtseins- oder Willensnation<sup>14</sup>. Unter der Bewußtseinsnation wird ein intersubjektiv geteiltes Bewußtsein über gemeinsame Traditionen oder gemeinsame Ziele verstanden. Das Konzept der Willensnation betont den Aspekt, sich zu Gruppen zusammenschließen und gemeinsame Ziele verfolgen zu wollen.

Alle diese Definitionen sind jedoch aus mehreren Gründen problematisch. Zunächst wird empirisch ungeprüft davon ausgegangen, daß innergesellschaftlicher Konsens darüber besteht, welches die zentralen Merkmale der Nation sind. Nur unter der Voraussetzung eines solchen Konsenses existiert jedoch die Nation als soziale, von anderen unterscheidbare Gruppe. Ein weiteres Problem betrifft das Verhältnis zwischen formaler Zugehörigkeit und Identifikation. Nicht jeder, der formales Mitglied der wie auch immer definierten Nation ist, identifiziert sich auch mit ihr. Albert O. Hirschmann hat dieses Problem treffend in der Frage „Wieviel Gemeinsinn braucht die liberale Gesellschaft?“<sup>15</sup> zum Ausdruck gebracht. Der Zusammenbruch der Weimarer Republik und der DDR sind Beispiele dafür, daß eine geringe Identifikation mit dem Staat zu Instabilität führen kann. Wie sehr dagegen eine hohe Identifikation zur Stabilität einer Gesellschaft beitragen kann, zeigte sich an der durch die Alliierten von außen erzwungenen Kapitulation Deutschlands 1945<sup>16</sup>. Es bleibt also die Frage, ob eine Nation nicht eher über das Kriterium der Identifikation als über die formal-objektive Mitgliedschaft definiert werden sollte. Das jedoch hätte weitreichende Konsequenzen. Dann würden zum Beispiel in Deutschland lebende Ausländer der zweiten oder dritten Generation auch zur deutschen Nation gehören können. Aufgewachsen und sozialisiert in Deutschland, jedoch ohne deutsche Staatsbürgerschaft, haben viele von ihnen zu Deutschland eine Art Heimatgefühl und damit auch eine spezifische Form der Identifikation mit Deutschland entwickelt. Auch sie tragen durch ihre gesellschaftliche Integration

8 Vgl. Elisabeth Noelle-Neumann/Renate Köcher, Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern. Stuttgart 1987; Gabriel Almond/Sidney Verba, The civic culture. Political attitudes and democracy in five nations, Princeton 1963.

9 Vgl. E. Noelle-Neumann/R. Köcher (Anm. 8).

10 Thomas Blank/Peter Schmidt, Verletzte oder verletzte Nation? Empirische Befunde zum Stolz auf Deutschland, in: Journal für Sozialforschung, 33 (1993) 4, S. 391–415. Die Korrelation zwischen Nationalstolz und Antisemitismus betrug .34; zwischen Nationalstolz und Fremdenfeindlichkeit .49.

11 Das Projekt „Nationale Identität der Deutschen. Messung und Erklärung der Veränderungsprozesse in Ost und West“ wird von der DFG gefördert. Die Projektmitarbeiter sind Peter Schmidt, Horst-Alfred Heinrich und Thomas Blank.

12 Die Datenerhebung wurde vom Befragungsinstitut GFM/GETAS (Hamburg) durchgeführt.

13 Vgl. Bernd Estel, Grundaspekte der Nation, in: Bernd Estel/Tilman Mayer (Hrsg.), Das Prinzip Nation in modernen Gesellschaften. Länderdiagnosen und theoretische Perspektiven, Opladen 1994.

14 Vgl. ebd.

15 Albert O. Hirschmann, Wieviel Gemeinsinn braucht die liberale Gesellschaft?, in: Leviathan, 22 (1994), S. 293–304.

16 Vgl. Hartwig Bögeholz, Die Deutschen nach dem Krieg. Eine Chronik. Befreit, geteilt, vereint: Deutschland 1945 bis 1995, Reinbek 1995.

zur Verwirklichung gesellschaftlicher Ziele bei<sup>17</sup>. Andererseits müßten bei einer solchen Konzeption zum Beispiel Auswanderungswillige, die auch zur Aufgabe ihrer deutschen Staatsbürgerschaft bereit sind, aufgrund ihrer geringen Identifikation mit Deutschland als nicht zur deutschen Nation gehörend eingestuft werden. Anhand dieser Überlegungen wird deutlich, daß die Nation nicht einfach zu definieren ist. Wie stellt sich nun das Problem der Nationsdefinition in den Köpfen der Bundesbürger dar? 1993 fragten wir: Welche der folgenden Voraussetzungen sollten Ihrer Meinung nach für die Vergabe der deutschen Staatsbürgerschaft unbedingt erfüllt sein?

**Tabelle 1: Kriterien der Staatsbürgerschaft: Zustimmung der Befragten (in Prozent)**

	West	Ost
die Kenntnis der deutschen Sprache in Deutschland geboren zu sein	88,1	77,6
die Kenntnis der deutschen Kultur einen europäischen Lebensstil haben	22,3	33,0
die Rasse	50,1	51,2
die christliche Religion	48,4	48,1
lange Zeit in Deutschland gelebt zu haben	10,0	11,6
deutscher Abstammung zu sein	14,8	9,5
	81,3	73,4
	16,7	31,1

Quelle: Eigene Erhebungen.

In Ost- und Westdeutschland gibt es bezüglich der Kriterien „Kenntnis der deutschen Sprache“ und „lange Zeit in Deutschland gelebt zu haben“ einen großen Konsens. Große Mehrheiten sehen in diesen Merkmalen eine wichtige Voraussetzung für den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft. Implizit dürfte hier an die Notwendigkeiten innergesellschaftlicher Kommunikation gedacht sein. Im Gegensatz dazu sehen in der „Rasse“ nur etwa 10 Prozent der Befragten ein notwendiges Kriterium, verwenden also ein Nationskonzept im Sinne der Abstammungsnation.

In einer weiteren Analyse dieser Fragebatterie wurde nach Gruppen gesucht, die durch ein spezifisches Antwortmuster über diese acht Kriterien charakterisiert werden können. Es konnten drei Gruppen hinsichtlich ihres Zustimmungssprofils unterschieden werden. Die erste Gruppe (13,8 Prozent der West- und 21,8 Prozent der Ostdeutschen) hält alle Kriterien für wichtig und verfügt damit über ein abstammungs- und kulturorientiertes Nationskonzept. Diese Gruppe ist in Ostdeutschland deutlich größer als in Westdeutschland. Die zweite Gruppe (52,8 Prozent der West-

und 48,1 Prozent der Ostdeutschen) lehnt die Abstammungskriterien „Rasse“ und „deutsche Abstammung“ ab, befürwortet aber kulturbezogenen Kriterien wie Sprache, Kenntnis der deutschen Kultur, einen europäischen Lebensstil und lange in Deutschland gelebt zu haben. Die dritte Gruppe (jeweils ca. ein Drittel der Befragten im Westen und im Osten) befürwortet nur die zwei eher diffusen Kriterien „Kenntnis der deutschen Sprache“ und „lange in Deutschland gelebt zu haben“. Dabei handelt es sich aber mitnichten um eine Gruppe, die keine klare Vorstellung über ihre Nation hätte, sondern diese Gruppe weist ein explizit offenes Nationsverständnis auf: Wie weitere Analysen zeigten, handelt es sich bei dieser Gruppe nicht um Personen, denen ihre nationale Zugehörigkeit unwichtig ist, sondern auch diese Gruppe identifiziert sich deutlich mit Deutschland. Die Bürger, sowohl in Osten als auch in Westen, verfügen nach diesem Ergebnis über unterschiedliche Vorstellungen darüber, wer Deutscher ist bzw. wer Deutscher sein dürfte. Es besteht unter den von uns Befragten keineswegs Einigkeit darüber, wer „deutsch“ ist. Aus diesem Grunde erscheint es aus unserer Sicht problematisch, von der nationalen Identität der Deutschen zu sprechen.

### III. Nationalbewußtsein und Identifikation

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, daß Nation nicht als ein abstraktes Gebilde gedacht ist, sondern mittel- und langfristig als das Handlungsergebnis von Individuen. Sie besteht – soziologisch betrachtet – aus Individuen, die sich aus unterschiedlichsten Gründen zu einer Gruppe zusammenfinden, gemeinsame Handlungs- und Kommunikationsregeln vereinbaren (Nation?), Organisationsformen ausbilden (Staat) und Stellvertreter bestimmen (Regierung). Nationale Identität kann sich deshalb auf der individuellen Ebene in Einstellungen gegenüber der wie auch immer definierten Nation ausdrücken. Solche Einstellungen gegenüber der Nation werden häufig als Nationalbewußtsein, Identifikation, Nationalismus oder Patriotismus bezeichnet. Im einzelnen bezeichnen sie jedoch verschiedene Aspekte des Verhältnisses von Individuum und Nation.

Nationalbewußtsein beschreibt die individuellen kognitiven Repräsentationen eines Nationskonzeptes. Hierzu gehören beispielsweise Vorstellungen über die Kriterien der Zugehörigkeit, das Wissen über die „Mitgliedschaft“ in einer Nation, die Kenntnis nationaler Symbole und das Wissen um ihre Bedeutung, aber auch das Wissen um die

17 Vgl. Christiane Jäger, Theorie und Messung von Ausländerfeindlichkeit. Eine sozialwissenschaftliche Kritik der Forschungspraxis, Marburg 1995.



Erwartungen der Nation an das Individuum und umgekehrt. Nationalbewußtsein faßt also all das, was die Nation zu einer bewußten Denkkategorie macht. Einen Aspekt des Nationalbewußtseins mißt die Frage, wie sehr man sich als Bürger/in der heutigen Bundesrepublik fühle (vgl. Tabelle 2).

**Tabelle 2: Wie sehr fühlen Sie sich als Bürger(in) der heutigen Bundesrepublik? (nur Wiederbefragte; Angaben in Prozent)**

	West		Ost	
	1993	1995	1993	1995
stark	34,9	33,5	11,6	14,9
ziemlich	43,7	47,2	39,4	43,7
wenig	18,6	16,7	43,5	37,7
gar nicht	2,8	2,6	5,6	3,7

Quelle: Eigene Erhebungen.

Etwa 80 Prozent der Westdeutschen, aber nur etwa 50 Prozent der Ostdeutschen fühlten sich 1993 als „Mitglieder“ der heutigen Bundesrepublik. Während dieses Zugehörigkeitsgefühl im Westen über beide Erhebungszeiträume stabil geblieben ist, hat im Osten 1995 das Nationalbewußtsein zugenommen. Trotzdem ist im Osten der Anteil derjenigen, die sich nicht als Bürger der heutigen BRD fühlen, nach wie vor größer als im Westen. Da neben dem Zugehörigkeitsgefühl in bezug auf Gesamtdeutschland auch die alten West/Ost-Zugehörigkeiten relevante Bezugsgruppen sein können, haben wir auch gefragt, wie sehr sich die Menschen als West- bzw. Ostdeutsche fühlen (vgl. Tabelle 3).

Das Gruppenbewußtsein der Ostdeutschen ist stärker ausgeprägt als das der Westdeutschen. Dabei hat sich dieses Bewußtsein weder in den alten noch in den neuen Bundesländern zwischen 1993 und 1995 wesentlich verändert. Diese Ost-West-Gegensätze scheinen also stabil zu bleiben. Darüber hinaus besteht ein weiterer Ost-West-Gegensatz:

**Tabelle 3: Wie sehr fühlen Sie sich als West-/Ostdeutsche(r)? (nur Wiederbefragte; Angaben in Prozent)**

	West		Ost	
	1993	1995	1993	1995
stark	36,1	31,5	54,0	53,0
ziemlich	33,4	37,4	31,6	30,2
wenig	22,6	22,1	8,8	11,6
gar nicht	7,8	9,0	5,6	5,1

Quelle: Eigene Erhebungen.

Während die Westdeutschen ihr westdeutsches Gruppenbewußtsein als einen Teilaspekt ihres Nationalbewußtseins betrachten, schließen sich für die Ostdeutschen ihr ostdeutsches Gruppenbewußtsein und Nationalbewußtsein eher gegenseitig

aus. Aus Sicht der Ostdeutschen kann man nur schwer Ostdeutscher und zugleich Bundesbürger sein. Hier handelt es sich also um konkurrierende Gruppenzugehörigkeiten<sup>18</sup>.

Im Unterschied zum Nationalbewußtsein geht die Identifikation mit der nationalen Gruppe über das Nationalbewußtsein hinaus. Im psychologischen Sinne meint Identifikation, daß die Gruppennormen, gruppenspezifische Denkstrukturen und Verhaltensweisen zum Bestandteil der eigenen Persönlichkeit und des individuellen Verhaltens gemacht werden. Auf dieser Grundlage entsteht auch das individuelle Engagement für die Nation, das sich zum Beispiel in der Teilnahme an Wahlen oder in der Einhaltung von Regeln und Gesetzen ausdrücken kann. Zwischen Identifikation und Identität kann dahingehend unterschieden werden, daß der Identifikationsbegriff einen stärker prozeßhaften Charakter betont, während der Identitätsbegriff sich mehr auf das Ergebnis von Identifikationsprozessen bezieht. Da in der psychologischen Identitätsforschung die Frage der zeitlichen Entwicklung und Stabilität nicht geklärt ist, ist auch unklar, wie zeitstabil eigentlich nationale Identität ist. Wie sehr identifizieren sich nun aber die Deutschen mit ihrer Nation? Wir haben gefragt (vgl. Tabelle 4):

**Tabelle 4: Identifikation der Deutschen mit ihrer Nation (nur Wiederbefragte; Angaben in Prozent)**

Eine innere Bindung zu Deutschland zu haben, bedeutet mir:	West		Ost		
	1993	1995	1993	1995	
überhaupt nichts	1	6,0	5,1	3,7	2,3
	2	5,5	6,9	2,8	6,5
	3	9,8	10,4	13,9	11,7
	4	17,6	15,8	14,4	14,5
	5	16,1	20,0	15,7	16,8
	6	19,7	20,2	27,3	29,4
sehr viel	7	25,4	21,6	22,2	18,7

Quelle: Eigene Erhebungen.

Im Hinblick auf diese Frage unterscheiden sich ost- und westdeutsche Befragte im statistischen Sinne nicht. Mehrheitlich bedeutet es ihnen eher viel, eine innere Bindung zu Deutschland zu haben. Diese Tendenz ist zwischen 1993 und 1995 stabil. Analysiert man die Bedeutung einer inneren Bindung an Deutschland für diejenigen Ostdeutschen, die sich „stark“ oder „ziemlich“ als Ostdeutsche und zugleich „wenig“ oder „gar nicht“ als Bürger der heutigen Bundesrepublik fühlen (vgl. die Tabellen 2 u. 3), so zeigt sich, daß diese

18 Im Westen korrelieren die beiden Fragen (Tabellen 2 und 3) positiv, im Osten negativ.

Gruppe in der Stärke ihrer inneren Bindung an Deutschland nur leicht hinter die Gesamtstichprobe zurückfällt. Zum einen verdeutlicht dies die bereits oben diskutierte Problematik einer Identifikation mit Gruppen, zu denen man sich nicht zugehörig fühlt. Andererseits zeigt sich darin die Notwendigkeit, zwischen Nationalbewußtsein und Identifikation systematisch zu unterscheiden. Aus theoretischer Sicht ist diese Unterscheidung deshalb von Bedeutung, weil damit die Frage der Systemunterstützung eng verknüpft ist. Anreize für das Individuum, die Nation durch sein individuelles Verhalten zu unterstützen, entstehen erst bei Vorliegen einer subjektiven Identifikation mit ihr, was die Anerkennung nationaler Aufgaben und Ziele beinhaltet. Nationalbewußtsein im Sinne des Wissens über nationale Zugehörigkeit reicht hierzu nicht aus. Als Motiv zur Identifikation mit einer Gruppe wird die Verbesserung und Aufrechterhaltung des persönlichen Selbstwertgefühls vermutet<sup>19</sup>. Erst durch die Identifikation kann das Individuum an den Erfolgen und Leistungen der Gruppe partizipieren, sich diese Erfolge selbst zuschreiben und dadurch sein persönliches Selbstwertgefühl verbessern oder stabilisieren. Ein aktuelles Beispiel ist der Gewinn der Fußball-Europameisterschaft durch eine kleine Gruppe von Sportlern und die daraus resultierenden Wir-sind-(wieder)-Wergefühle unter deutschen Fußball-Fans. Andererseits wird vom Individuum aber auch ein persönlicher Beitrag zur Zielerreichung oder Stabilität der Gruppe erwartet. In großen Gruppen wie zum Beispiel der Nation reduziert sich der potentielle individuell-persönliche Beitrag jedoch so sehr, daß aus der Sicht des Einzelnen dieser auf seinen Beitrag verzichten kann. Trotzdem kann er an den Vorteilen der Gruppe teilhaben. In beiden Fällen wird er diese nicht oder nicht wesentlich schädigen. Die sich daraus ergebende Spannung wird als „Trittbrettfahrer-Problem“<sup>20</sup> bezeichnet. Eine Lösung dieses Problems scheint langfristig nur möglich, wenn es der Nation gelingt, den Einzelnen für seine unterstützende Leistung individuell zu belohnen.

#### IV. Nationalismus und Patriotismus

Nationalismus und Patriotismus können als nationsbejahende Einstellungen bezeichnet werden, die das Individuum gegenüber seiner Nation hat. Beide Konzepte setzen eine subjektive Identifikation mit

19 Vgl. Henry Tajfel/John C. Turner, The social identity theory of intergroup behavior, in: Stephen Worchel/William G. Austin (Hrsg.), Psychology of intergroup relations, Chicago 1986<sup>2</sup>.

20 Mancur Jr. Olson, Die Logik des kollektiven Handelns und die Theorie der Gruppen, Tübingen 1968.

der Nation voraus. Ihnen gemeinsam ist die Forderung nach einer aktiven Beteiligung des Einzelnen am Wohl der Gemeinschaft und der Verwirklichung gesellschaftlicher Ziele. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Konzepten liegt in den mit ihnen jeweils verknüpften Definitionen der Nation und ihrer gesellschaftlichen Ziele.

Beim Nationalismus wird innergesellschaftliche Homogenität hinsichtlich ethnischer, kultureller oder religiöser Kriterien angestrebt. Bekannte Beispiele sind die systematische Verfolgung der Deutschen jüdischer Herkunft während des Dritten Reiches und die fremdenfeindlichen Übergriffe in den letzten Jahren. Ein weiteres Merkmal des Nationalismus ist die Idealisierung und Überbewertung der eigenen Nation. Das Verhältnis von Individuum und politischem Staat orientiert sich an einem autoritären Obrigkeitsdenken.

Im Gegensatz zum Nationalismus strebt der Patriotismus innergesellschaftliche Vielfalt an. Kulturelle und religiöse Verschiedenheiten erfahren keine Abwertung, innergesellschaftliche Minderheiten erfahren Solidarität. Damit verbunden ist auch eine andere Vorstellung über das Verhältnis zwischen Individuum und Staat. Demokratische Prinzipien und politische Mitbestimmung sollen den Staat zum Instrument für seine Bürger machen. Weiterhin zeichnet sich der Patriotismus durch eine eher kritisch-ambivalente Bewertung der Nation aus, die sogar zur Verweigerung der Loyalität führen kann, wenn die nationalen Ziele als destruktiv angesehen werden<sup>21</sup>. Der Patriotismus verwendet also keine idealisierenden Überbewertungen der eigenen Nation, sondern hat ein positiv-kritisches Verhältnis ihr gegenüber.

Die Messung patriotischer Einstellungen war im Unterschied zu Erfassung nationalistischer Einstellungen bis heute nicht erfolgreich, weil nach wie vor theoretische Probleme in der systematischen Unterscheidung zwischen Nationalismus und Patriotismus bestehen. Wir haben deshalb versucht, mit Hilfe eines Wertpräferenzenansatzes dieses Problem anzugehen. Wir gehen von der Überlegung aus, daß die Einstellungen gegenüber der Nation und ihrer Teilaspekte Unterdimensionen einer allgemeineren individuellen Werthaltung und eines allgemeineren Weltbildes sind<sup>22</sup>.

21 Vgl. Dolf Sternberger, Schiften X: Verfassungspatriotismus, Frankfurt am Main 1990; Ervin Staub, Blind versus constructive patriotism. Moving from embeddedness in the group to critical loyalty and action. Paper presented at the meetings of the International Society for Political Psychology, Helsinki, 1.-5. Juli 1991.

22 Vgl. Eugen Lemberg, Nationalismus I: Psychologie und Geschichte, Reinbek 1964. Theodor W. Adorno/Else Frenkel-Brunswik/Daniel J. Levinson/R. Nervitt Sanford, The authoritarian personality, New York 1950.

Demnach müßte der Nationalismus auf Wertvorstellungen wie Dogmatismus, Sozialdarwinismus, Dominanzstreben und Selbstkategorisierung anhand ethnischer oder religiöser Kriterien begründet sein<sup>23</sup>. Der Patriotismus hingegen ließe sich auf Wertvorstellungen wie Gleichheit, Humanismus und Individualismus zurückführen. Das beinhaltet auch prosoziales Verhalten, die Nutzung von Staatsbürgerrechten und die Akzeptanz kultureller Vielfalt<sup>24</sup>. Um solche Wertvorstellungen verwirklichen zu können, müßte das Individuum verschiedene Nations- und Staatskonzeptionen und, in Abhängigkeit davon, unterschiedliche Formen der Systemunterstützung favorisieren<sup>25</sup>. Dies gilt aber auch für die Bewertung kollektiver Leistungen als Teilaspekte der jeweiligen Nations-, Staats- und Regimekonzeptionen. Solche Kollektivleistungen werden um so positiver bewertet, je mehr sie mit den jeweiligen Wertpräferenzen harmonieren. Stolz auf bestimmte kollektive Leistungen kann dann als Indikator für das Vorliegen einer nationalistischen oder patriotischen Einstellung verwendet werden.

Ein Beispiel für die Messung einer nationalistischen Einstellung ist der Stolz auf die deutsche Geschichte. Gerade im Hinblick auf das Dritte Reich kann ein hoher Stolz auf die deutsche Geschichte auch eine implizit positive Bewertung des Dritten Reiches und des Holocaust bedeuten. Wir fragten deshalb: Wie stolz sind Sie persönlich auf die deutsche Geschichte?

**Tabelle 5: Wie stolz sind Sie persönlich auf die deutsche Geschichte? (nur Wiederbefragte; Angaben in Prozent)**

		West		Ost	
		1993	1995	1993	1995
nicht stolz	1	31,3	32,8	25,4	22,1
	2	18,7	22,2	27,2	26,8
	3	33,2	29,2	33,9	40,4
	4	11,0	11,9	10,3	7,0
sehr stolz	5	4,4	4,0	4,2	3,8

Quelle: Eigene Erhebungen.

23 Vgl. Gordon W. Allport, *The nature of prejudice*. 25th Anniversary Edition, New York 1979; R. I. Evans, *Personal values as factors in anti-Semitism*, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 47 (1952), S. 749–756; Thomas Blank/Peter Schmidt, *Ethnizität, Nationalstolz und nationale Identifikation in Ost- und Westdeutschland*, in: Reinhart Kößler/Tilman Schiel (Hrsg.), *Nationalstaat und Ethnizität*, Frankfurt am Main 1994.

24 Vgl. D. Sternberger (Anm. 21); Jürgen Habermas, *Die nachholende Revolution*, Frankfurt am Main 1990; D. Cohn-Bendit/T. Schmid (Anm. 5).

25 Vgl. David Easton, *A re-assessment of the concept of political support*, in: *British Journal of Political Science*, 5 (1975), S. 435–457.

Eine sehr positive Bewertung der deutschen Geschichte findet sich bei etwa 15 Prozent der westdeutschen Befragten, bei den Ostdeutschen liegt dieser Anteil etwas niedriger. Dies entspricht in etwa Schätzungen des nationalistischen Potentials. Insgesamt sind die Unterschiede zwischen Ost und West statistisch nicht signifikant. Unklar bleibt, welche Aspekte die Befragten mit dem Begriff „deutsche Geschichte“ assoziieren, aber auf der Grundlage anderer Studien ist davon auszugehen, daß ein Großteil von ihnen eine Verbindung zwischen deutscher Geschichte und dem Dritten Reich herstellt<sup>26</sup>. Auch die im folgenden dargestellten Ergebnisse unterstützen die Interpretation, diese Frage messe Nationalismus.

Als ein Indikator für die eben dargestellte Patriotismuskonzeption kann man den Stolz auf die demokratischen Institutionen betrachten. Demokratische Institutionen sichern den Schutz von Interessenunterschieden und räumen auch Minderheiten Partizipationsmöglichkeiten ein (vgl. Tabelle 6).

**Tabelle 6: Wie stolz sind Sie persönlich auf die demokratischen Institutionen Deutschlands?<sup>27</sup> (Angaben in Prozent)**

		West	Ost
		1993	1993
nicht stolz	1	4,6	10,6
	2	10,3	22,0
	3	30,5	41,8
	4	36,0	20,7
sehr stolz	5	18,5	4,9

Quelle: Eigene Erhebungen.

Die Westdeutschen äußern einen signifikant stärkeren Stolz auf die demokratischen Institutionen als die Ostdeutschen. Dies kann auf die ost-west-spezifischen Erfahrungen mit demokratischen Institutionen zurückzuführen sein, als eine Bestätigung der These unpolitischer Vereinigungsmotive interpretiert oder als ein Hinweis auf eine größere politische Unzufriedenheit in Ostdeutschland betrachtet werden. Aber auch die Möglichkeit unzureichender Erfahrungen der Ostdeutschen mit diesen Institutionen und die Tatsache, daß es sich hier um westdeutsche Leistungen handelt, mag als Erklärungsansatz dienen. Der Vergleich mit dem Stolz auf die deutsche Geschichte zeigt,

26 Vgl. Horst-Alfred Heinrich, *Zeithistorische Ereignisse als Kristallisationspunkte von Generationen. Replikation eines Meßinstrumentes*, in: *ZUMA-Nachrichten*, (1997) 39, S. 69–94.

27 Da die Frageformulierungen in der ersten Wiederbefragung teilweise geändert wurden, liegen hier keine direkten Vergleichsdaten für 1995 vor.

daß die Befragten insgesamt eine eher patriotische Orientierung aufweisen.

## V. Wir und die anderen

Die Identifikation mit einer Gruppe ist nur dann sinnvoll, wenn daneben weitere Gruppen bestehen. Erst durch Vergleichsprozesse entstehen Gruppenidentitäten. Deshalb ist zu fragen, wie nationale Identität mit Einstellungen gegenüber anderen Gruppen, die als nicht zur Nation gehörend definiert werden, zusammenhängt. Wiederum kann das Dritte Reich als Beispiel verwendet werden, um zu zeigen, daß deutsche Identität sich damals über die Abwertung von Minderheiten konstituierte. Aber auch in der Diskussion um die Ursachen der fremdenfeindlichen Übergriffe in den letzten Jahren wurde ein spezifisches nationales Selbstverständnis als eine Ursache vermutet.

Es ist deshalb zu fragen, ob die positive Bewertung der eigenen Nation zwangsläufig zur Abwertung anderer führt, oder ob nationale Identität auch Toleranz gegenüber anderen Gruppen zur Folge haben kann. Aufgrund der oben dargestellten Unterscheidung zwischen Nationalismus und Patriotismus kann vermutet werden, daß mit zunehmendem Nationalismus auch die Abwertung von Fremdgruppen und Minderheiten wächst. Für den Patriotismus wäre das Gegenteil zu erwarten: Je stärker der Patriotismus, desto geringer ist die Abwertung von Fremdgruppen und Minderheiten. In graphischer Form lassen sich diese Hypothesen folgendermaßen zusammenfassen (vgl. Abbildung).

Wir haben dieses Modell für Ost- und Westdeutschland an unseren Daten von 1993 mit einem komplexen statistischen Verfahren getestet, auf das hier nicht weiter eingegangen werden soll<sup>28</sup>. Die Stärke der Identifikation mit der heutigen Bundesrepublik wurde mit drei Fragen gemessen<sup>29</sup> (vgl. auch Tabelle 4). Danach identifizieren sich die Deutschen mehrheitlich mit ihrem Land.

Der *Nationalismus* wurde mit drei Fragen zum Stolz auf spezifische nationale Leistungen (auf die deutsche Geschichte, auf deutsche Erfolge im Sport und darauf, daß Deutschland in Europa die

Nummer eins ist) gemessen<sup>30</sup> (vgl. auch Tabelle 5). Darüber hinaus wurde die Frage „Wie stolz sind Sie darauf, Deutsche/r zu sein“ zur Messung des Nationalismus verwendet<sup>31</sup>. Wie oben bereits angesprochen, ist die Zustimmung zu dieser Aussage in unserem Zusammenhang als Nationalismusindikator zu betrachten. Signifikante Unterschiede zwischen Ost und West bestehen nur beim Stolz auf die sportlichen Erfolge. Ob dies an der eher unpolitischen Dimension dieser Leistung oder aber an der Bedeutung des DDR-Spitzensports für das Selbstverständnis der ehemaligen DDR liegt, kann hier nicht entschieden werden.

Für die Messung des *Patriotismus* wurden ebenfalls drei Indikatoren zum Stolz auf nationale Leistungen (auf demokratische Institutionen, sozialstaatliche Leistungen und politische Mitbestimmungsmöglichkeiten) verwendet<sup>32</sup> (vgl. Tabelle 6). Alle drei Fragen enthalten Aspekte, die sich auf demokratische und humanistische Werte beziehen. Implizit wird bei diesen Fragen einer innergesellschaftlichen Heterogenität Bedeutung beigemessen. Bei allen drei Fragen weisen die Westdeutschen einen signifikant stärkeren Stolz auf als die Ostdeutschen. In erster Linie handelt es sich hier um westdeutsche Leistungen der letzten 50 Jahre, die den Ostdeutschen nun auch zur Verfügung stehen, ohne daß sie an deren Ausformung bis 1990 aktiv beteiligt waren. Deshalb mag es den Ostdeutschen schwer fallen, auf diese Kollektivleistungen stolz zu sein. Eine andere Argumentationslinie kann entlang ostdeutscher Unzufriedenheiten über die nur langsame Vollendung der Vereinigung gezogen werden. Eine dritte Argumentationslinie ergibt sich durch den Systemwandel vom autoritären Staat zur Demokratie im Osten. Während der autoritäre Staat von vielen subjektiven Verantwortungen entlastet hat, verlangt die Demokratie ein höheres Maß an Eigenbestimmung und Selbstverantwortung. Sie stellt größere Entfaltungsmöglichkeiten zur Verfügung, kann aber auch zu Verunsicherungen führen, die aus Sicht der Ostdeutschen die positiven Aspekte der Vereinigung relativieren könnten.

Auch die Abwertungsbereitschaft von Fremdgruppen wurde mit drei Fragen gemessen<sup>33</sup>. Sie beziehen sich auf Einstellungen gegenüber den in der

28 Vgl. Thomas Blank/Peter Schmidt, Konstruktiver Patriotismus im vereinigten Deutschland? Ergebnisse aus einer repräsentativen Studie, in: Amelié Mummendey/Bernd Simon (Hrsg.), Identität und Verschiedenheit, Bern 1997.

29 Vgl. Rick Kosterman/Seymour Feshbach, Toward a measure of patriotic and nationalistic attitudes, in: Political Psychology, 10 (1989), S. 257–273.

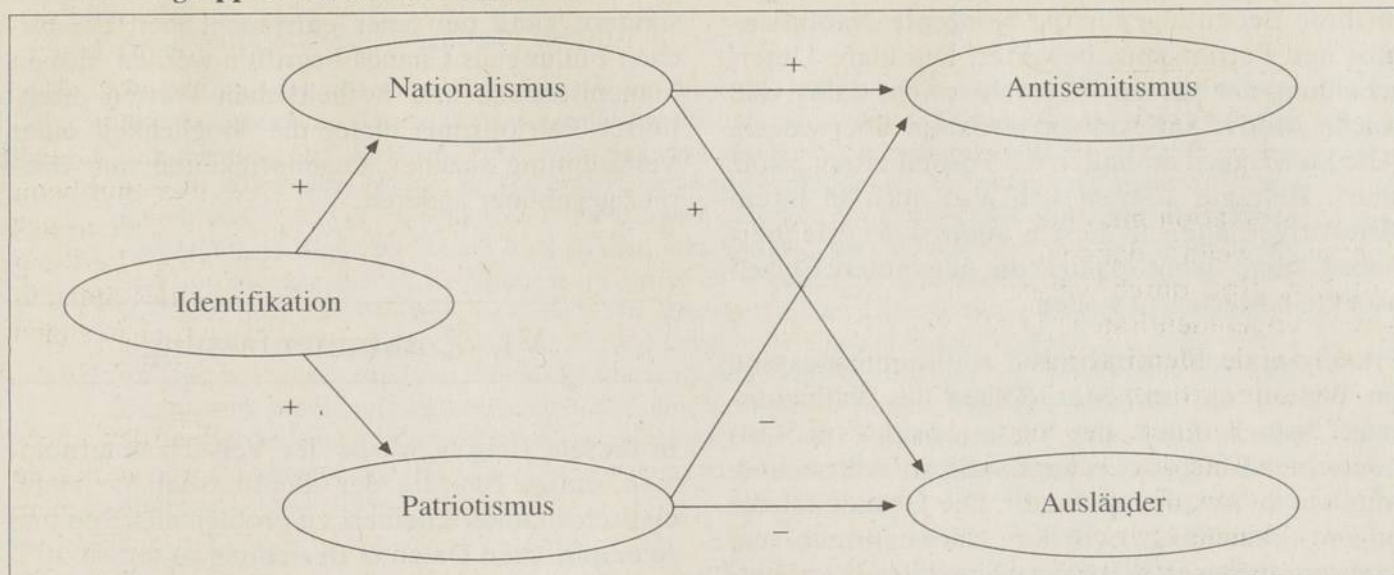
30 Diese Auswahl beruht auf von uns durchgeführten Vorstudien. Vgl. T. Blank/P. Schmidt (Anm. 10); dies. (Anm. 22); T. Blank/P. Schmidt (Anm. 28).

31 Vgl. E. Noelle-Neumann/R. Köcher (Anm. 8).

32 Auch diese Auswahl ist ein Ergebnis unserer Vorstudien (vgl. Anm. 30).

33 Vgl. Thomas Blank/Stefan Schwarzer, Ist die Gastarbeiterskala noch zeitgemäß? Die Reformulierung einer ALLBUS-Skala, in: ZUMA-Nachrichten, (1994) 34, S. 97–115. Thomas Blank/Martina Wasmer, Gastarbeiter oder

**Abbildung: Wirkungsbeziehungen zwischen Identifikation, Nationalstolz und Einstellungen zu Fremdgruppen und Minderheiten**



Quelle: Eigene Darstellung.

Bundesrepublik lebenden Ausländern hinsichtlich verschiedener Lebensbereiche. Insgesamt weisen die Befragten nur eine geringe Bereitschaft zur Abwertung von Fremdgruppen auf. Jedoch ist diese Bereitschaft bei den Ostdeutschen stärker ausgeprägt, wie sich bereits in anderen Studien gezeigt hat<sup>34</sup>. Dies mag am stärkeren Konkurrenz-kampf um knappe Ressourcen (Arbeitsmarkt, Sozialleistungen) in Ostdeutschland liegen, kann aber auch in einem anderen Verständnis nationaler Identität in Ostdeutschland begründet sein.

Nach wie vor ist auch der Antisemitismus ein zentraler Aspekt der deutschen Identitätsdebatte – wie die *Goldhagen-Diskussion* jüngst gezeigt hat<sup>35</sup>. Wir haben deshalb auch diesen Aspekt durch drei Fragen auszuleuchten versucht, mit denen sowohl eine Einstellung gegenüber Deutschen jüdischer Herkunft als auch gegenüber nichtdeutschen Juden erfaßt werden soll<sup>36</sup>. Für die Gesamtstichprobe kann der Antisemitismus als eher gering bezeichnet werden. Es zeigte sich jedoch, daß er

im Westen signifikant stärker ausgeprägt ist als im Osten. Unter Verwendung dieser Fragen wurden die oben dargestellten Hypothesen, getrennt für Ost und West überprüft. Das empirische Ergebnis für Ost- und Westdeutschland bestätigt unser theoretisches Modell nationaler Identität. Die Identifikation mit der eigenen Nation ist sowohl eine Ursache für Nationalismus als auch für Patriotismus. Je stärker die Befragten sich mit Deutschland identifizieren, desto stolzer sind sie auf die eigene Gruppe und ihre Leistungen.

In Westdeutschland führt die Identifikation mit der Nation in signifikant stärkerem Maße zu Nationalismus als in Ostdeutschland. Im Gegensatz dazu bestehen keine signifikanten Unterschiede zwischen Ost und West hinsichtlich der Beziehung zwischen Identifikation und Patriotismus. Über die Gründe können wir hier nur Vermutungen anstellen. So mag ein Argument der in der alten Bundesrepublik und in der untergegangenen DDR unterschiedliche Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit sein<sup>37</sup>. Ein weiterer Erklärungsansatz bezieht sich auf die in den Stolzfragen angesprochenen kollektiven Leistungen. Nationalismus und Patriotismus sind im Westen nicht, im Osten hingegen schwach positiv korreliert. Dies ist ein Hinweis darauf, daß die positive Bewertung kollektiver Leistungen in Ost-

Ausländer? Ergebnisse des Splits mit den reformulierten Gastarbeiterfragen im ALLBUS 1994, In: ZUMA-Nachrichten, (1996) 38, S. 45–69.

34 Vgl. T. Blank/M. Wasmer (Anm. 33).

35 Vgl. Frank Schirrmacher, Hitlers Code. Holocaust aus faustischem Streben? Daniel John Goldhagens Remythisierung der Deutschen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15. April 1996; Joseph Croitoru, Gegen Kitsch und Kommerz. Israelische Reaktionen auf Daniel Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9. August 1996; Julius H. Schoeps (Hrsg.), Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust, Hamburg 1996.

36 Vgl. Werner Bergmann/Rainer Erb, Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946–1989, Opladen 1991; T. Blank/P. Schmidt (Anm. 28).

37 Vgl. Gebhard Schweigler, Nationalbewußtsein in der BRD und der DDR, Düsseldorf 1973; Karl-Heinz Ruffmann, Auf der Suche nach Identität: Aufgaben und Schwierigkeiten der Geschichte im geteilten Deutschland, in: Clemens Lesing/Kurt G. Fischer (Hrsg.), Deutsche Fragen in Geschichte, Politik und politischer Bildung, Stuttgart 1982; Werner Bergmann (Hrsg.), Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 1995.

und Westdeutschland auch unterschiedlichen Motiven folgt. Zum einen werden die Leistungen in ihrer Bedeutung für die Konzepte Nationalismus und Patriotismus bewertet. Die klare Unterscheidung der beiden Faktoren spricht dafür, daß solche Motive im Antwortverhalten überwiegen. Alle Stolzfragen enthalten die Formulierung „stolz sein“. Befragte können sich also auch in ihrem Antwortverhalten an diesem „stolz sein“ orientiert haben, ohne damit explizit die genannten Einzelaspekte bewerten zu wollen.

Fremdgruppenabwertung und Antisemitismus sind im Westen wie im Osten Folgen des Nationalismus. Jedoch führt der Nationalismus in Ostdeutschland nicht so zwangsläufig zu Antisemitismus wie in Westdeutschland<sup>38</sup>. Die Gründe für die engere Beziehung zwischen Nationalismus und Antisemitismus in Westdeutschland liegen vermutlich in der Tradition einer höheren symbolischen Präsenz der Juden und in der Aufmerksamkeit, die seit 1948 dem Staat Israel geschenkt wird. Dies kann dazu geführt haben, daß Juden im Westen eher als relevante Bezugsgruppe wahrgenommen werden, von der man sich durch nationalistische Einstellungen abgrenzen will. Die offizielle Politik der DDR war demgegenüber einerseits zwar stärker gegen den Staat Israel ausgerichtet, behandelte andererseits aber den Antisemitismus als Problem kapitalistischer Länder. Zudem war der jüdische Bevölkerungsanteil in der DDR geringer als in der alten Bundesrepublik und deshalb als eine Kategorie zur Charakterisierung von Personen in der Staatsideologie irrelevant. Der geringere Antisemitismus im Osten deutet darauf hin, daß Juden kaum als eine relevante ‚Fremdgruppe‘ wahrgenommen werden.

Im Gegensatz zum Nationalismus führt Patriotismus in West- wie in Ostdeutschland zur Abnahme der generellen Fremdgruppenabwertung und des Antisemitismus. Signifikante Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland bestehen dabei nicht.

Antisemitismus und Fremdgruppenabwertung sind in beiden Stichproben stark positiv miteinander korreliert. Sie werden insofern als äquivalent betrachtet, als sie die Abwertung von Gruppen beschreiben, die als nicht der eigenen Nation zugehörig definiert werden.

Wie diese Befunde zeigen, gibt es also Formen nationaler Identität, die nicht zur Fremdgruppenabwertung und zum Antisemitismus führen, sondern diese eher verringern. Nationale Identität ist

38 Vgl. Andreas Herrmann/Peter Schmidt, Autoritarismus, Anomie und Ethnizität, in: Gerda Lederer/Peter Schmidt (Hrsg.), Autoritarismus und Gesellschaft, Opladen 1995.

damit keineswegs nur eine Gefahr für das Miteinander im nationalen und internationalen Kontext, sondern kann bei einer entsprechenden inhaltlichen Füllung als Chance begriffen werden. Ein an humanistischen und freiheitlichen Werten orientierter Patriotismus bietet die Möglichkeit einer Verknüpfung sozialer Zugehörigkeiten mit Toleranz gegenüber anderen.

---

## VI. Zusammenfassung

---

In diesem Beitrag wurde der Versuch unternommen, einige Begriffe der Identitätsdebatte systematisch zu unterscheiden, zu problematisieren und zu empirischen Daten in Beziehung zu setzen.

*Erstens* konnte gezeigt werden, daß die Befragten unterschiedliche Vorstellungen darüber haben, wer als zur deutschen Nation zugehörig gerechnet wird. Insofern erscheint es durchaus fragwürdig, von *der* nationalen Identität oder *der* deutschen Nation zu sprechen.

*Zweitens* wurde zwischen Nationalbewußtsein und Identifikation unterschieden. In bezug auf das Zugehörigkeitsbewußtsein ließen sich deutliche Unterschiede zwischen den ost- und westdeutschen Befragten feststellen. Die Ostdeutschen verfügen über ein spezifisches „Ost-Bewußtsein“, welches mit dem nationalen Bewußtsein nicht identisch ist. Im Gegensatz dazu betrachten die Westdeutschen ihr „West-Bewußtsein“ als Teilaspekt ihres Nationalbewußtseins. Im Unterschied zu diesen Befunden identifizieren sich Ost- und Westdeutsche gleichermaßen mit der heutigen Bundesrepublik.

*Drittens* wurde zwischen den nationsbejahenden Einstellungsmustern Nationalismus und Patriotismus unterschieden. Hier zeigte sich, daß die Deutschen insgesamt eine eher patriotische Orientierung aufweisen.

*Viertens* wurde die Frage untersucht, welche Konsequenzen Nationalismus und Patriotismus für Einstellungen zu Ausländern und zum Antisemitismus haben. Die empirische Analyse zeigte, daß der Nationalismus zu Fremdgruppenabwertungen führt, während der Patriotismus Toleranz gegenüber diesen Gruppen fördert. Dabei bestehen keine zentralen Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen. Das Fazit aus diesen Analysen lautet: Nationale Identität ist nicht zwangsläufig mit der Abwertung von Fremdgruppen verknüpft. Die theoretische Unterscheidung zwischen Nationalismus und Patriotismus ist somit wichtig und möglich.

### **Detlef Pollack: Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung. Der Wandel der Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft in Ostdeutschland.**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/97, S. 3–14

Im Beitrag wird versucht zu erklären, warum trotz des steigenden Lebensstandards in den neuen Bundesländern die Akzeptanz des westlichen Institutionensystems (Demokratie, Marktwirtschaft) rückläufig ist. Die Erklärung relativiert die gebräuchliche Sozialisationshypothese, der zufolge die jetzigen Akzeptanzverluste der Marktwirtschaft und der politischen Institutionen darauf zurückzuführen sind, daß es den ehemaligen DDR-Bürgern aufgrund der in der DDR erfahrenen Prägungen schwerfällt, sich auf die neuen Verhältnisse einzustellen. Statt dessen wird auf Erfahrungen im Transformationprozeß als Erklärungshintergrund zurückgegriffen. Das rückläufige Vertrauen in das westliche Institutionensystem ist danach vor allem auf Erfahrungen sozialer Ungleichheit (soziale Unterschichtung) sowie auf Probleme der mangelnden Anerkennung der Ostdeutschen als Bevölkerungsgruppe zurückzuführen. Wenn die Ostdeutschen heute mehrheitlich der Marktwirtschaft und Demokratie skeptischer gegenüberstehen als noch vor sieben Jahren, dann reagieren sie damit auf die im Wiedervereinigungsprozeß erfahrene Abwertung ihrer Vergangenheit. Gleichwohl kann die Ost-West-Differenz von den Ostdeutschen als Instrument zur Durchsetzung sozialer und politischer Interessen eingesetzt werden.

### **Aike Hessel/Michael Geyer/Julia Würz/Elmar Brähler: Psychische Befindlichkeiten in Ost- und Westdeutschland im siebten Jahr nach der Wende. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/97, S. 15–24

Nach einem kurzen Abriß über die Entwicklung seelischer Befindlichkeiten in Ost und West nach der Wende werden die Ergebnisse einer neuen bevölkerungsrepräsentativen Befragung von 1 034 Ost- und 1 013 Westdeutschen referiert. Dabei werden Resultate zum seelischen Befinden und zum Körpererleben in Ost und West vorgestellt, die mittels des Leipziger Stimmungsfragebogens und des Fragebogens zur Beurteilung des eigenen Körpers erhoben wurden.

Bezogen auf ihre gefühlsmäßige Lage beschreiben sich Ostdeutsche stärker als Westdeutsche mit bürgerlichen Attributen wie Fleiß, Mitmenschlichkeit, Gefühlsstärke, Friedfertigkeit und Engagement.

Die Gruppe der ostdeutschen Jugendlichen fiel im Vergleich zu den gleichaltrigen Westdeutschen durch die höhere Selbsteinschätzung bezüglich der Ausprägung der eigenen Aggressivität, Apathie und Erschöpfung und durch die geringere Ausprägung von Tatkraft und – verglichen mit den Älteren – auch durch eine geringere Ausprägung von Gefühlen des Glücks auf. Diese Ergebnisse verdeutlichen die Verunsicherung eines Teiles der ostdeutschen Jugendlichen.

Bezogen auf das eigene Körpererleben beschreiben Westdeutsche eine stärkere Regulation des eigenen Selbstwertgefühls über den Körper. Ostdeutsche geben einen eher unbefangeneren und genußvolleren Umgang mit ihrem Körper und ihrer Sexualität an und erscheinen mit ihrer Körperlichkeit zufriedener.

## **Annette Spellerberg: Lebensstil, soziale Schicht und Lebensqualität in West- und Ostdeutschland**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/97, S. 25–37

In diesem empirisch orientierten Beitrag wird das in den Sozialwissenschaften seit etwa zehn Jahren viel diskutierte Lebensstilkonzept behandelt. Im Wohlfahrtssurvey 1993, einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zu objektiver Lebensqualität und subjektivem Wohlbefinden im deutschen Transformationsprozeß, sind Lebensstile erstmals für Gesamtdeutschland aus sozialwissenschaftlicher Perspektive erhoben worden. Fragen nach Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Bevölkerung in den neuen und alten Ländern, nach dem Zusammenhang von Alltagskultur und Sozialstruktur sowie nach lebensstilspezifisch korrelierender Lebensqualität sind auf der Grundlage dieser repräsentativen Datenbasis untersucht worden.

Die Lebensstile in Ostdeutschland sind insgesamt stärker auf die Familie, das Arbeitsleben und den häuslichen Umkreis bezogen als im Westen. In Westdeutschland sind die Lebensstile im öffentlichen Raum sichtbarer, und eine stärkere Trennung von Beruf, Familie und Freizeitgenuß ist erkennbar. Von einer Loslösung von Dimensionen sozialer Ungleichheit und Lebensstilen kann in beiden Landesteilen nicht gesprochen werden, obwohl demographische Aspekte wie Alter und Geschlecht stärkeren Einfluß auf die Lebensstilzugehörigkeit haben als ökonomische Größen. Zugleich hat der Lebensstil einen eigenständigen Einfluß auf das Wohlbefinden, unabhängig von der materiellen Lage. Das Lebensstilkonzept hat sich somit nicht nur in der Sozialstrukturanalyse, sondern auch in der Wohlfahrtsforschung bewährt.

## **Thomas Blank: Wer sind die Deutschen? Nationalismus, Patriotismus, Identität – Ergebnisse einer empirischen Längsschnittstudie**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/97, S. 38–46

Dieser Beitrag verfolgt zwei Ziele: Zunächst werden die im Rahmen der deutschen Identitätsdebatte häufig verwendeten Begriffe „Nation“, „Nationalbewußtsein“, „Identität“, „Nationalismus“ und „Patriotismus“ theoretisch systematisch unterschieden und zu empirischen Daten aus einer aktuellen Studie in Beziehung gesetzt. Dabei zeigt sich, (1) daß die Befragten unterschiedliche Vorstellungen darüber haben, wer die Angehörigen der deutschen Nation sein sollten; (2) daß die Befragten zwischen einem Zugehörigkeitsbewußtsein als formaler Denkkategorie und einer subjektiven Identifikation mit der heutigen Bundesrepublik unterscheiden, und (3) daß zwischen Nationalismus und Patriotismus als unterschiedlichen Formen nationsbejahender Einstellungen empirisch unterschieden werden kann.

Im zweiten Teil wird empirisch der Frage nachgegangen, ob nationale Identität zwangsläufig zu Antisemitismus und Fremdgruppenabwertung führt. Dabei wird von der Annahme ausgegangen, daß die subjektive Identifikation mit Deutschland eine Ursache für die Ausbildung nationalistischer bzw. patriotischer Einstellungen ist. Weiter wird gezeigt, daß der Patriotismus als spezifische Form nationaler Identität die Toleranz gegenüber Fremdgruppen und Minderheiten fördert. Im Gegensatz dazu ist der Nationalismus als eine Ursache für Fremdgruppenabwertung und Antisemitismus zu betrachten. Überwiegend weisen die Befragten in Ost- und Westdeutschland eine eher patriotische Einstellung auf. Es wird deutlich, daß die bloße Identifikation mit Deutschland keine direkte Ursache für Fremdgruppenabwertung und Antisemitismus ist.